1,60 DM / Band 270
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Geistertanz der Teufelsmönche



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90



Geistertanz der Teufelsmönche

John Sinclair Nr. 270

von Jason Dark

erschienen am 06.09.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Geistertanz der Teufelsmönche

Ich hatte Angst!

Es war keine unmittelbare und körperliche Bedrohung, vor der ich mich fürchtete, sondern die Situation an sich.

Irgendwie war alles anders – stiller, obwohl der Montmartre im Mai als Mekka für Touristen aus aller Welt galt.

Ich sah davon nichts. Außerdem hatte ich nur Augen für das schmale Haus mit der grauen Fassade, in dem sie wohnte.

Sie, das war Tanith, die Wahrsagerin!

Ich konnte sie als gute Freundin bezeichnen, denn sie hatte uns einige Male geholfen. Tanith war auf gewisse Weise unvergleichbar. Sich über sie Gedanken zu machen, lohnte sich nicht, weil man sowieso zu keinem Ergebnis kam.

Tanith war immer für eine Überraschung gut, und ihr Anruf bei mir hatte wie ein Hilfeschrei geklungen.

»Du mußt sofort kommen, John! Ich bin einem schrecklichen Geheimnis auf der Spur!«

Einem Geheimnis…

Was hatte es damit auf sich? Natürlich hatte ich sie gefragt, aber sie wollte mir am Telefon nichts sagen. Ich sollte so rasch wie möglich nach Paris kommen. Das hatte ich getan und stand nun vor ihrem Haus. Ich dachte an den Fall in New York, damals ging es um Gatanos Galgenhand. Da hatte mich Tanith auch gerufen, und es war kein blinder Alarm gewesen, weiß Gott nicht.

Verhielt es sich hier ähnlich?

Über Paris lag die Dämmerung. Sie kam mir wie ein gewaltiger Schleier vor, der die normalen Geräusche auf seltsame Art und Weise verzerrte, sie schluckte, um einen Teil nur wiederzugeben. Ich hörte die Musik aus irgendeiner Bar in der Nähe und nahm sie trotzdem nicht wahr. Auch nicht die Stimmen der Menschen, das Lachen der Frauen, mich interessierte nur das Haus.

Ihren kleinen Renault sah ich nicht. Tanith mußte ihn woanders abgestellt haben. Als ich vor der Tür stand, die mir so bekannt vorkam, schellte ich.

Deutlich hörte ich im Hausinnern die Glocke. Geöffnet wurde mir allerdings nicht.

Darüber wunderte ich mich, und das Gefühl der Furcht nahm allmählich beklemmende Formen an. Wenn Tanith sich nicht rührte, hatte dies einen Grund den ich herausfinden mußte. Ich kannte das Haus zwar von innen, wie es aber auf der Rückseite aussah, wußte ich nicht. Zudem war mir nicht bekannt, wie ich dorthin gelangen sollte.

Die Tür war verschlossen. Ein Blick auf das Schloß sagte mir, daß es nicht schwer sein würde, es zu öffnen. Ein gewisses Besteck trug ich bei mir.

Man sollte mich bei dieser Arbeit nur nicht sehen, deshalb überzeugte ich mich, ob die Luft rein war.

Es befanden sich zwar Menschen auf der Straße, aber sie nahmen von mir keinerlei Notiz. Die Leute waren mit sich selbst beschäftigt, lachten und scherzten.

Mein Öffner paßte. Wie geschmiert glitt er in das Schloß, und ich bewegte ihn vorsichtig nach rechts und links. Es war doch schwieriger, als ich angenommen hatte, das Schloß setzte mir Widerstand entgegen, dennoch bekam ich es auf.

Die Tür zitterte ein wenig mit, als ich mit der Schulter dagegen drückte und sie dann nach innen in den Flur schwang.

Er lag im Dunkeln.

Ich wußte genau, wohin ich mich zu wenden hatte, huschte in den

Flur hinein und schloß die Tür hinter mir. Danach blieb ich stehen und horchte.

Eine nahezu greifbare Stille lag innerhalb des Hauses. Sie gefiel mir überhaupt nicht, denn nichts rührte sich in der Wohnung. Alles blieb so seltsam verwaschen, wie unter Watte verpackt, und die Geräusche der Straße wurden von den Mauern geschluckt.

War Tanith nicht zu Hause?

Eigentlich wäre es nicht ihre Art gewesen. Sie hatte mir gesagt, abwarten zu wollen, nun allerdings stand ich in einem Haus, das stockfinster vor mir lag.

Ich hatte Tanith schon mehrere Male einen Besuch abgestattet, dennoch wollte ich mich nicht im Finstern weiterbewegen und knipste das Licht an.

Madame Tanith hatte, ihrem Beruf entsprechend, immer ein wenig Wert auf Schau gelegt. Sie war sich ihres Jobs durchaus bewußt, und ihr war klar, was die Kunden sehen wollten.

So sprang das Licht nicht plötzlich, sondern allmählich an.

Ich kam mir vor wie im Kino. Mehrere Lampen leuchteten auf, sie tauchten die Diele in eine geheimnisvolles Licht.

Ich kam mir noch immer wie ein Eindringling vor. »Tanith?« rief ich, auch um meine eigene Verlegenheit zu überbrücken.

Keine Antwort.

Nur das Summen einer Fliege hörte ich, schlug mit der Hand nach ihr und hätte sie fast erwischt. Gegen Insekten war ich momentan allergisch. Der letzte Fall mit den Killer-Bienen hatte mir gereicht.

Rechts lag das Arbeitszimmer. Dieser geheimnisvolle Raum, in dem eine ganz andere Atmosphäre herrschte als in einem gewöhnlichen Zimmer. Eine Stimmung, wie sie die Kunden liebten. Ein wenig düster das Äußere, gleichzeitig geheimnisvoll und irgendwie prickelnd.

Ich öffnete die Tür.

Dahinter lag die Dunkelheit. Auch die Vorhänge waren zugezogen worden. Durch die Fenster fiel nicht der kleinste Streifen Licht.

»Tanith?« Als ich dies fragte, stand ich auf der Türschwelle, und mein Körper hob sich als Schattenriß vor dem hinter mir liegenden Raum ab.

Es blieb still. Ich war nicht einmal überrascht und suchte erneut nach dem Lichtschalter.

Auch in diesem Raum wurde es allmählich hell.

Da stand ein leerer runder Tisch, ich sah den violetten Vorhang, der bis zum Boden reichte, die Couch, auf der oft Kunden lagen und sich von Tanith in andere Sphären entführen ließen.

Zwei Schritte trat ich in den Raum hinein.

Deshalb wurde auch mein Blickwinkel günstiger. Fast wäre ich noch über die Beine gestolpert. Ich sah sie im letzten Augenblick, denn sie

ragten seitlich am Kopfende hinter der Couch hervor.
Es waren Frauenbeine!
Auf einmal zog sich mein Magen zusammen. Das geschah blitzschnell, und auch der Schweiß brach mir aus den Poren.
Ich ahnte das Schreckliche, ja, ich wußte es und schaute trotzdem nach, weil ich wie unter einem Zwang stand.
Tanith lag neben der Couch auf dem Rücken.
In ihrer Kehle steckte die Klinge eines Messers!

***

Ich sah die große Blutlache, die zum Teil vom Teppich aufgesaugt worden war und die das Gesicht der Frau noch bleicher erscheinen ließ. Die Augen darin wirkten wie gläserne Kugeln, weit aufgerissen, leer und tot.
Wie immer waren ihre Fingernägel grünlackiert. Sie trug dieses Markenzeichen auch noch in der Stunde des Todes.
»Tanith…« Ich flüsterte ihren Namen, obwohl es sinnlos war, sie würde mir nicht antworten. Sie konnte es einfach nicht. Jemand, der stärker war als wir alle, hatte Taniths Mund für immer und alle Zeiten verschlossen.
Sagen konnte ich nichts. Ich stand da und starrte. Die Zeit war bedeutungslos geworden. In meinen Augen brannte es, der Klumpen hatte sich im Magen festgesetzt, ich zitterte gleichzeitig und dachte darüber nach, wie endgültig der Tod war.
Das rote Haar hatte sich um ihren Kopf ausgebreitet. Es lag dort wie ein herrliches Vlies, der Mund stand offen, wie zum letzten Schrei, und ein paar Blutspritzer bedeckten das Kinn wie dunkelrote Sommersprossen.
Tanith lebte nicht mehr!
Damit mußte ich mich abfinden. Es war ein tiefer, quälender Atemzug, der sich meiner Kehle entrang, während ich zur Seite ging und mich auf die Couch fallen ließ.
Wieder einmal hatte mir der Tod bewiesen, wie grausam er zuschlagen konnte. Ich würde nie mehr Taniths Stimme hören, dazu ihr leises Lachen oder das lockende Lächeln auf ihren Lippen sehen und auch nicht die geheimnisvollen, geflüsterten Worte.
Alles war vorbei.
Der Tod löscht die Spuren! Daran mußte ich denken, während ich mein Kinn auf die Handflächen stützte und vor mir auf den Boden starrte. Ich war zu spät gekommen, vielleicht hätte ich sie noch retten können, die Chance war vertan.
Ein anderer hatte vor mir zugeschlagen.
Ich hockte da, und die Stille des Todes umgab mich. Damit hätte ich nicht gerechnet, deshalb war ich wie vor den Kopf geschlagen, und ich

spürte mein eigenes Herz überlaut schlagen.

Wer war der Mörder?

Diese Frage stellte sich automatisch. Wer hatte ein Interesse daran gehabt, Tanith zu töten? Ich brauchte nicht erst lange zu überlegen, da gab es viele, denn Tanith war dank ihrer Fähigkeiten in Gebiete eingedrungen, die den Gesetzen Schwarzer Magie gehorchten. Sie hatte diese leider nicht genug überblicken können und dafür teuer bezahlen müssen.

Ich spürte die Feuchtigkeit in meinen Augen, die Trauer, die mich durchflutete und die klaren Gedanken verscheuchten. Ich starrte auf ihren Körper, ohne ihn richtig zu sehen.

Sie trug ein langes Kleid. Die drei obersten Knöpfe unter der Halswunde standen offen, die Hände lagen flach auf dem Boden, die grün lackierten Fingernägel schimmerten dunkel.

Irgendwann stand ich auf. Mir wurde auch klar, daß ich die Polizei anrufen mußte. Kommissar Fleuvee sollte kommen und sich um den Mordfall kümmern. Ich kannte ihn. Bereits ein paarmal hatte ich mit ihm zu tun gehabt, zuletzt als es gegen Belphégor, den Hexer mit der Flammenpeitsche, ging. Belphégor hatte damals versucht, Paris unter seine Knute zu bringen.

Ich stand auf, ohne es eigentlich zu merken. Danach schritt ich im Zimmer umher, drehte meine Runden und wußte selbst nicht genau, was ich suchte.

Vielleicht Spuren, Anhaltspunkte, die auf den Mörder hindeuteten. Obwohl ich glaubte, daß Tanith keinem normalen Mord zum Opfer gefallen war. Das Verbrechen hatte Hintergründe, die mich auch als Geisterjäger interessierten.

Schwarze Magie!

Ich blieb neben der Couch wieder stehen. Viel hatte ich gesehen und dennoch keinen Durchblick bekommen. Ich kam mir dumm vor, der Denkprozeß war reduziert, auf ein Minimum herabgesetzt, ich sah einfach keine Möglichkeit und ließ mich langsam wieder auf die Couch sinken. Vielleicht hätte mir jetzt Suko helfen können, aber der befand sich in London, dieser Flug nach Paris ging auf mein Privatkonto, und ich mußte allein mit den Tatsachen fertig werden.

Etwas streifte mein Gesicht!

Ein kühler Hauch, der irgendwo in den Raum hineingeweht worden war, und ich zuckte zusammen. Dabei glitt mein Blick auf den langen Vorhang zu, dessen Falten sich bewegten, als würde eine unsichtbare Hand über sie hinwegstreichen.

War jemand gekommen? Befand ich mich nicht mehr allein im Raum? Ich erhob mich. Ein Schauer rann über meinen Rücken, während ich angespannt war und auf den Vorhang schaute.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, daß hinter ihm jemand lauerte.

Vielleicht noch der Mörder, den ich durch mein Kommen überrascht hatte.

Zum Glück trug ich eine Waffe bei mir. Wenn mich jemand töten wollte, mußte er erst einmal die Beretta überwinden. Seitlich schritt ich auf den Vorhang zu. Ich behielt ihn genau im Auge. Die Bewegungen waren schwächer geworden, hatten jedoch nicht aufgehört.

Leider war nicht zu erkennen, wo sich der Spalt befand und ich ihn auseinanderziehen mußte, deshalb blieb mir nichts anderes übrig, als es auf gut Glück zu versuchen.

Sehr nahe schob ich mich an den Vorhang heran, wandte ihm die Seite zu und schritt parallel zu ihm weiter.

Mein Blick hielt ich sehr genau auf die Falten gerichtet. Das war mein Glück, denn dicht vor mir bewegte er sich stärker, ich blieb stehen und vernahm das ratschende Geräusch.

Im nächsten Moment sah ich die Klinge!

Es war ein Messer, das von der anderen Seite her durch den Vorhang gestoßen wurde und nur um Fingerbreite an meiner Gürtelschnalle entlangfuhr.

Die Hand sah ich nicht, nur die Klinge, aber hinter dem Vorhang mußte jemand lauern.

Ich holte aus, ballte die rechte Hand und schlug zu. Die Faust wuchtete ich in den Vorhangstoff, etwa in Kopfhöhe hatte ich gezielt und auch getroffen.

Hinter dem Stoff fühlte ich Widerstand, die Klinge verschwand, noch einmal hämmerte ich zu, diesmal verfing sich meine Faust nur im Stoff, einen möglichen Gegner traf ich nicht.

Ein Fall.

Durch den Stoff wurde er gedämpft. Wahrscheinlich hatte ich den anderen voll erwischt, und das beflügelte mich und meine Aktionen.

Vielleicht konnte ich den Killer noch packen. Inzwischen war ich überzeugt, mit Taniths Mörder gekämpft zu haben.

Wertvolle Sekunden gingen mir verloren, bevor ich endlich den Durchschlupf gefunden hatte. Auch hinter dem Vorhang brannte Licht, ich hätte den Killer sehen müssen und starrte auf eine leere Fläche.

Die Person war verschwunden.

Auf den Boden schaute ich, wischte über meine Augen, schüttelte den Kopf und konnte alles nicht fassen. Es war unbegreiflich, ich hatte ihn erwischt, und er war mir entkommen. Wie war so etwas möglich?

Kein Messer, kein Mörder. Ich hätte an Einbildung glauben können, wäre da nicht der Schnitt im Stoff gewesen, den die Klinge hinterlassen hatte.

Alles vorbei…

Ich schüttelte mich, wurde wütend, durchsuchte diesen hinteren Teil,

der noch eine Wand besaß. Eine große schwarze Fläche. Von ihr hoben sich die heller schimmernden Symbole der Astrologie deutlich ab. Es waren die Zeichen der Gestirne, aber auch sie konnten mir nichts sagen, wer der Angreifer gewesen war.

Es war zum Verzweifeln.

Ich ging wieder zurück. Durch den Spalt schob ich mich, war ungeheuer wachsam und sah den geheimnisvollen Killer trotzdem nicht. Er hielt sich sehr gut versteckt, vielleicht hatte er sich auch in Luft aufgelöst, je nachdem, mit welch einem magischen Phänomen ich es hier zu tun hatte. Auf diesem Gebiet war eben alles möglich.

Allmählich hatte ich meinen Schock überwunden. Der Anblick der toten Tanith traf mich zwar noch immer bis ins Mark, dennoch durfte ich mich jetzt nicht von meinen Gefühlen leiten lassen und das tun, was unbedingt nötig war.

Spurensicherung!

Ich hatte einen großen Vorteil, Ich war vor der Polizei da und konnte mich demnach ungehindert umschauen.

Tanith war eine besondere Frau gewesen. Eine Hellseherin, eine Wahrsagerin und eine Warnerin. Den Kontakt mit anderen Mächten hatte sie mit Hilfe der geheimnisvollen Kugel hergestellt, die genau in den Kelch des Feuers paßte, den ich einmal vor langer Zeit aus Schottland geholt hatte.

Die Kugel…

Plötzlich stockten meine Gedanken. Jetzt wußte ich, was mich die ganze Zeit über gestört hatte.

Die Kugel war verschwunden!

Mein Gott, warum hatte ich nicht eher auf dieses Indiz geachtet.

Aber hinterher ist man ja immer schlauer als zuvor, zudem hatte mich der Anblick der Toten so geschockt, daß ich nicht mehr klar denken konnte.

Die Kugel war verschwunden. Und wahrscheinlich auch der Kelch des Feuers. Ihn hatte ich Tanith überlassen.

War sie deshalb umgebracht worden?

Noch gab ich die Hoffnung nicht auf. Ich durchsuchte die Wohnung, stöberte sogar durch die Küche, riß dort die Türen der Schränke auf, schaute in jedes Regal und fand alles, nur die Kugel und den Kelch des Feuers nicht.

Beide Dinge blieben verschwunden!

Da war nichts zu machen. Ich ließ mich auf einen Stuhl fallen und dachte nach. Hatte es noch Sinn, weiterzusuchen? Eigentlich nicht, und dennoch wollte ich nicht aufgeben. Möglicherweise hatte jemand etwas übersehen. Vielleicht gab es außer der Kugel und dem Kelch auch andere Spuren oder Hinweise.

Ich machte mich abermals an die Durchsuchung. Diesmal allerdings

nahm ich mir den persönlichen Bereich der Toten vor. Ich stöberte im Schlafzimmer herum und fand tatsächlich etwas.

Es lag in einer Schublade des Nachttisches und war ein kleines schwarzes Buch. Als ich es in die Hand nahm, strichen meine Finger über den Leineneinband. Ich drehte das Buch herum und fand an der anderen Seite einen Aufkleber. Darauf stand: Tagebuch.

Ich schluckte. Plötzlich konnte ich ein Zittern meiner Hände nicht vermeiden. Hielt ich hier vielleicht die Lösung des Rätsels in der Hand? Bisher hatte Tanith nichts davon berichtet, daß sie ein Tagebuch führte, es wäre auch für mich nicht interessant gewesen. Nach ihrem Ableben aber bekam das Tagebuch eine völlig andere Bedeutung.

Ich sank auf das Bett nieder, stellte die Lampe so, daß ihr Schein auf die Seiten fiel und schlug das Buch auf.

Die erste Enttäuschung erlebte ich bereits auf den Anfangsseiten.

Dort war nichts niedergeschrieben, das auf irgendeine Weise mit dem Tod der Frau in Zusammenhang stand. Allgemeine Eintragungen über das Wohlbefinden der entsprechenden Person.

Ich blätterte weiter.

Und dann hatte ich es.

Meine Reise in die Bretagne, las ich. Davon hatte mir Tanith nichts berichtet, aber dieser Ausflug schien interessant für sie gewesen zu sein, denn sie hatte viel über Landschaft und Menschen niedergeschrieben. Ich überflog die Zeilen und stutzte dann.

Auf einer Seite war ein Name notiert worden.

Fedora!

Dahinter stand ein dickes Fragezeichen, es war zweimal nachgezeichnet. Ich ließ das Buch sinken und dachte nach. Hatte Tanith mir gegenüber den Namen schon einmal erwähnt?

Nein, daran konnte ich mich nicht erinnern. Demnach mußte sie die Frau erst vor kurzem kennengelernt haben, vielleicht während ihrer Reise in die Bretagne.

Rasch blätterte ich weiter.

Immer wieder hatte Tanith den Namen Fedora aufgeschrieben.

Diese Frau mußte sie fasziniert haben. Ich entnahm dem Text, daß Fedora Malerin sein mußte.

Ihre Bilder sind so geheimnisvoll, las ich da. Sie drückten etwas aus, das schwer zu erklären war. Trauer, Wehmut, Vergänglichkeit.

Und dennoch faszinierend. Einige Seiten später stand ein Satz, der mir am wichtigsten vorkam.

Weshalb will sie mir das Bild nicht zeigen?

Ich ließ das Buch sinken. Es ging also um ein Bild, das Tanith nicht gesehen hatte. Man wollte es ihr nicht zeigen, und das mußte seinen Grund haben.

Welcher war es?

Was hatte diese geheimnisvolle Fedora zu verbergen? Ich stand auf und blätterte dabei weiter. Nur leeres Papier. Die Eintragungen waren mit dieser letzten Frage beendet worden.

Meiner Ansicht nach hatten das Bild, diese Fedora und der Tod Tanith unmittelbar miteinander zu tun. Ich mußte nur noch die Verbindungslinien in diesem Dreieck finden.

Dennoch – war es tatsächlich so einfach? Eigentlich wollte ich daran nicht glauben. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß gerade die Fälle, die so einfach aussehen, oftmals die schwierigsten sind. Auch in diesem Fall glaubte ich, auf einen Widerstand zu stoßen. Das kleine Buch steckte ich nicht ein. Ich schrieb mir nur die wichtigen Informationen ab, verließ das Schlafzimmer und betrat den Raum, in dem Tanith lag.

Nichts hatte sich verändert. Noch immer lag Tanith auf dem Boden, und das Messer steckte in ihrer Kehle.

Auch wurde ich nicht angegriffen, deshalb tat ich das, was jetzt wichtig war.

Ich rief die französischen Kollegen an.

***

»Sie sind mein Schicksal, Monsieur Sinclair«, sagte Kommissar Fleuvee, schaute mich aus rotgeäderten Augen an und schüttelte den Kopf, wobei sein Bartgestrüpp in Bewegung geriet. »Immer wenn Sie in Paris sind, gibt es Ärger.«

Damit hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen, ändern konnte ich es nicht.

Auch Fleuvee war der Fall an die Nerven gegangen. Er kannte Tanith seit unserem letzten gemeinsamen Einsatz gegen Belphégor und hatte ihr am Beginn sehr skeptisch gegenübergestanden. Nun aber sah die Sache anders aus.

Ein brutaler Killer hatte den Lebensfaden der Frau zerschnitten, und der Kommissar stellte eine Frage, auf die ich eigentlich schon lange gewartet hatte.

»Ist das nun ein Fall für Sie oder für uns?«

Da wir uns in der Küche aufhielten, ließ ich mich auf den Stuhl fallen und hob die Schultern. »Eigentlich für mich.«

»Das ist gut.«

»Wieso?«

»Was meinen Sie, wie überlastet wir sind. Ich komme hinten und vorn nicht mehr hoch. Die normalen Fälle reichen, da will ich mich auch nicht noch um Ihren Geisterkram kümmern.«

»Verständlich, Monsieur«, erwiderte ich und dachte weiter nach.

In Paris würde ich die Spur kaum verfolgen können. Ich mußte zuerst

diese Malerin finden.

»Was knobeln Sie?« fragte mich Fleuvee.

Ich hob die Schultern. »Wahrscheinlich können Sie den Fall zu den Akten legen. Hier in Paris werden Sie keine Lösung finden.«

»Wissen Sie mehr?«

»Nein, ich ahne nur etwas. Dabei muß ich abwarten. Die Spur kann auch ins Nichts führen.«

»Worum geht es denn?«

»Um die Kugel.«

Fleuvee schlug sich gegen die Stirn. »Verdammt, die habe ich ganz vergessen. Und?«

»Sie ist verschwunden.«

Fleuvee stach seinen nikotingelben Zeigefinger vor. »Und die wollen Sie finden.«

»Wenn es geht.«

»Wissen Sie schon wie?«

Ich hätte es ihm sagen können. Statt dessen ließ ich mir eine Ausrede einfallen und hoffte darauf, daß sie gut genug klang. »Ich werde mein Kreuz aktivieren. Möglicherweise finde ich da einen Hinweis auf die Kugel.«

»Und auf den Mörder.«

»Das hoffe ich stark.«

Fleuvee winkte mit der rechten Hand. »Wissen Sie, Monsieur, wir kennen uns schon seit einiger Zeit. Am Anfang habe ich Sie für einen Spinner gehalten, aber jetzt lege ich Wert auf Ihr Urteil. Deshalb frage ich Sie allen Ernstes, besteht wirklich keine Gefahr für diese Stadt?«

»Nein!«

Er atmete auf. »Das ist gut. Belphégor und seine Schergen haben mir gereicht.« Er drehte sich um und ließ aus dem Hahn Wasser in ein Glas laufen, das er in langen Schlucken trank. Sein Gesicht bekam wieder Farbe. Verständlich, daß sich der gute Kommissar Sorgen gemacht hatte, mir wäre es nicht anders ergangen.

»Gehen wir wieder zurück!« schlug er vor.

Als wir das Mordzimmer betraten, traf mich die gesamte Grausamkeit des Augenblicks noch einmal schockartig. Ich mußte mit ansehen, wie man Tanith in die Zinkwanne legte und den Deckel schloß. Das war mein letzter Blick auf diese geheimnisumwitterte, schöne und gleichzeitig rätselhafte Frau gewesen.

»Wollen Sie noch bleiben?« erkundigte sich Fleuvee.

Ich verneinte. »In Paris hält mich nichts mehr.«

Fleuvee lächelte. »Seltsam, Ihr schnelles Verschwinden. Ich glaube, daß Sie mir etwas verschweigen, nehme es Ihnen trotzdem nicht übel.« Er reichte mir die Hand. »Machen Sie es gut, und wenn Sie den Fall gelöst haben, lassen Sie es mich wissen.«

»Das verspreche ich.«

Im Haus war es warm gewesen. Draußen traf mich der kühle Abendwind und trocknete den Schweiß auf meinem erhitzten Gesicht. Ich schaute gegen den dunklen Himmel.

»Tanith!« flüsterte ich. »Diesen Mord werde ich aufklären, das verspreche ich…«

Meine Stimme wurde rauh. Heiß stieg es in meiner Kehle hoch, dann drehte ich mich um und ging schnell davon…

***

»Hallo, Mama«, lachte das Mädchen und warf seine Schultasche quer durch die Küche.

Die Frau, die am Herd stand, drehte sich überrascht um. »Du bist schon da, Lisa?«

»Ja, wir hatten keine Schule mehr.«

»Aber wieso nicht?«

Lisa klaubte zwei große Erdbeeren aus der Schüssel, steckte sie in den Mund und kaute mit vollen Wangen. Dabei wollte sie sprechen, schaffte es nicht, und es drangen nur seltsame Laute aus ihrem Mund. Schließlich, als sie geschluckt hatte, erklärte sie: »Die Lehrer halten eine Konferenz ab, deshalb.«

»Und was machst du jetzt?« fragte ihre Mutter.

»Keine Schularbeiten. Die haben wir nämlich nicht aufbekommen. Ich werde an den Strand gehen.«

Fedora Golon nickte. »Ja, mein Schatz, tu das. Es dauert noch eine Stunde, bis ich fertig bin.«

»Was gibt es denn?« fragte Lisa.

»Eine kräftige Fischsuppe.«

»Das läßt sich hören. Tschau, denn…« Sie lief aus der Tür und betrat die Terrasse. Von dort aus hatte sie es nicht mehr weit bis zum Strand, wo auch die gewaltigen Kreidefelsen emporragten.

Fedora Golon schaute ihrer fünfzehnjährigen Tochter nach. Der Wind bekam das lange Haar des Mädchens zu fassen und wehte es in die Höhe. Ja, sie hatte die gleichen Haare wie ihre Mutter. Eine satte, braune Farbe, kräftig und voll. Und sie würde eine Schönheit werden, das war jetzt schon zu erkennen.

Die Gestalt des Mädchens wurde kleiner. Lisa schien direkt in die anrollenden Wellen hineinlaufen zu wollen, stoppte jedoch kurz vorher und streifte ihr T-Shirt über den Kopf. Dann stieg sie aus den Jeans, im nächsten Augenblick flog der Slip zur Seite, und Lisa rannte nackt in die anrollenden Wellen hinein.

Die Familie zog nie etwas an, wenn sie baden ging. Diese kleine Bucht war so herrlich einsam, zudem war Nacktheit in ihren Augen nichts Verrufenes.

Raymond, ihr Mann und Lisas Vater, war wieder unterwegs. Er würde erst gegen Abend ankommen, und sicherlich hatte er dann wieder einige Grundstücke verkauft, denn damit handelte er.

Fedora hatte dafür kein Verständnis. Ihr waren diese Geschäfte zuwider. Sie liebte es, ihre Gedanken und Stimmungen auf die Leinwand zu bringen. Die Malerei bedeutete alles für sie. Darin ging sie auf, dies war etwas, das sie ungemein faszinierte. Jede freie Minute widmete sie ihren Bildern, und auch jetzt dachte sie darüber nach, sich damit wieder zu beschäftigen. Lisa badete, und wie sie ihre Tochter kannte, würde sie bestimmt eine Stunde unten am Strand verbringen. Die Zeit konnte sie nutzen. Die Suppe mußte solange auf dem Herd stehen.

Fedora verließ die Küche. Sie schritt durch den breiten Gang und betrachtete sich dabei im Spiegel. Sie gefiel sich.

35 Jahre zählte sie, und man sah ihr das Alter nicht an. Sie war noch immer eine schöne Frau, zwar kein junges Mädchen, aber voll erblüht. Unter dem weiten Kleid waren die Formen des Körpers nur mehr zu ahnen, doch sie wußte genau, daß sie sich noch immer zeigen konnte.

Ein wenig öffnete sie die vollen Lippen. Die Augen verengten sich dabei, und sie spürte einen wohligen Schauer über die Haut rinnen.

Ihr Blut pulste plötzlich schneller durch die Adern, es schien erhitzt zu sein, und der Blick nahm eine trübe Färbung an.

Sie mußte es tun.

Sie wollte es tun.

Jetzt!

Tief atmete sie ein. Das Gesicht zeigte plötzlich einen etwas verwirrten Ausdruck, als sie in die Kitteltasche griff und sich die Finger um das kühle Metall eines Schlüssels schoben. Sie nickte zufrieden, ging ein paar Schritte vor und drehte sich nach rechts, wo sich in der Mauernische die Tür befand.

Sie war nicht abgeschlossen. Jedes Familienmitglied konnte den Keller betreten.

Das neue Haus hatten die Golons über einem alten Keller errichtet. Deshalb existierte noch eine alte Steintreppe, ein leicht verbogenes Geländer und die rauhen Wände, die mit zahlreichen Spinnweben bedeckt waren.

Aus dem Keller hatte ihr Mann in mühevoller Arbeit ein herrliches Weinlager gebaut. Die Flaschen lagen in Tonröhren und schauten nur mit den Hälsen hervor.

Der Keller besaß eine gewölbte Decke, verengte sich im Hintergrund und schien in ein geheimnisvolles Dunkel zu führen. Das war auch Fedoras Ziel.

Aus dem Dunkel schälten sich die Umrisse einer Tür hervor.

Diese Tür hatte es in sich, und als Fedora sie aufschließen wollte,

schwang sie bereits nach innen.

Die Frau verhielt ihren Schritt. Auf einmal klopfte ihr Herz schneller. Das Aufschwingen der Tür hatte etwas zu bedeuten. Er war da, er wartete auf sie. Deshalb hatte sie das Gefühl gespürt, und sie wußte, daß es wieder so weit sein würde.

Sie begab sich völlig in die Hände eines anderen!

Fedora atmete heftig. Schauer rannen über ihre Haut, das Prickeln war vorhanden, ein süßes Gefühl, und von alldem ahnte die Familie nichts. Wenn sie es gewußt hätte, vielleicht wäre der Wahnsinn über sie hergefallen.

»Willst du nicht hereinkommen, Fedora?« Die Stimme hatte einen vollen Klang. Sie erinnerte Fedora immer an die ihres Vaters, aber der war längst tot. Wer da auf sie wartete, war ein anderer.

»Ja, ich komme«, sagte sie leise, schob sich vor, trat über die Schwelle und tauchte ein in den geheimnisvollen Kellerraum, dessen Tür augenblicklich geschlossen wurde.

Damit hatte sie sich in die Hand des anderen begeben. Sie wußte es und tat nichts dagegen.

Rotes Licht umhüllte sie wie ein Gespinst. In einer Ecke stand die weiche Liege, auf der schon so viel passiert war. Davor jedoch, und das war das wichtigste, befand sich das Bild.

Ein gewaltiges Stück Leinwand, von einem Tuch verdeckt und fast so breit wie der Keller. Die Leinwand war auf eine ebenfalls sehr breite Staffelei gestellt worden. Vor ihr standen die kleinen Farbeimer, lagen Tuben und Döschen neben den zahlreichen Pinseln.

»Wie geht es dir?«

Die Stimme hörte sie hinter sich. Fedora legte den Kopf in den Nacken, bevor sie antwortete. »Mir geht es gut.«

»Das freut mich. Meinen Dienern soll es immer gut gehen…«

Jetzt drehte Fedora den Kopf. Aus dem Schlagschatten der Tür löste sich eine Gestalt.

Es war ein Mann. Hochgewachsen, dunkelhaarig. Er trug einen schwarzen Bart, der von seinem Gesicht nicht viel sehen ließ, deshalb stach nur die Stirn ins Auge.

Die Kleidung des Mannes konnte sie nicht genau erkennen, auch die Lippen nicht, dennoch glaubte sie, daß er lächelte.

Hinter ihr blieb der Mann stehen. Fedora verkrampfte sich, als sie seine Hände auf ihren Schultern spürte und auch den Geruch des anderen wahrnahm.

Er war so seltsam. Er roch anders als die normalen Menschen. Irgendwie scharf, ätzend oder auch verbrannt. Genau hatte sie es nicht herausbekommen können.

Seltsamerweise war ihr der Geruch nicht gleichgültig, sie spürte einfach, daß er dazugehörte.

Während sie auf dem Fleck stand und sich zurücklehnte, wobei sie den warmen Körper des anderen spürte, kehrten ihre Gedanken zu dem Augenblick zurück, an dem alles begonnen hatte.

Er war eines Tages aufgetaucht. Lisa befand sich in der Schule, ihr Mann war unterwegs gewesen. Sie hatte ihn nicht kommen gehört, er stand mit einemmal in der Küche. Fedora hatte schreien wollen, als sie sein Blick traf. Da blieb ihr der Schrei in der Kehle stecken. Er war auf sie zugekommen, hatte sie entkleidet und in das Schlafzimmer geführt. Sie waren auf das Bett gesunken, und Fedora erlebte die nächsten Minuten wie in einem Traum.

Als es vorbeigewesen war, lag sie auf dem Bett, und von dem Mann sah sie nichts.

So wie er gekommen war, hatte er sich auch zurückgezogen.

In den nächsten Tagen war Fedora völlig verwirrt gewesen. Raymond, ihr Mann, hatte sie mit Fragen gequält, doch eine konkrete Antwort bekam er nicht. Obwohl sie darüber reden wollte, brachte sie einfach kein Wort hervor. Sie litt und wartete gleichzeitig, denn sie war sicher, daß er zurückkommen würde.

Und er kam…

Wieder war es Tag, als er plötzlich erschien. Wie aus dem Nichts stand er vor ihr, aber diesmal führte er sie nicht in das Schlafzimmer, sondern in den Keller. In einen Raum, der der älteste gewesen sein soll. Und dort zeigte er ihr alles. Er wußte von ihrem Hobby, und er erklärte ihr, daß sie nur das zu malen hatte, was er ihr eingab. Fedora zeigte sich einverstanden. Sie geriet unter seinen Einfluß, sein Bann nagelte sie fest, er löschte ihren Willen aus.

Immer dann, wenn sie zum Pinsel griff, malte sie Figuren und Personen, die sie eigentlich selbst nicht wollte. So entstand allmählich ein Bild. Es sollte das beste und schönste Werk ihres Lebens werden und nur ihm geweiht sein.

Als sich die Hände bewegten, erwachte sie wie aus einem tiefen Traum. »Nun?« hörte sie die flüsternde Stimme dicht an ihrem Ohr, »willst du es dir nicht einmal ansehen?«

»Ich… ich kenne es ja.«

»Nicht ganz, schöne Fedora. Es ist etwas hinzugekommen, und somit befindet sich das Bild in seinem Endzustand.«

Fedora zuckte zusammen. Ihr wurde schwindlig. Hätte der Mann sie nicht gehalten, wäre sie wahrscheinlich gestürzt. »Hast du es geschafft?« hauchte sie.

»Natürlich.«

»Dann… dann leben sie?«

»Du kannst nachschauen.«

»Nein, ich will nicht!« Sie schüttelte den Kopf. Ihre Haare mußten dabei das Gesicht des Mannes streifen, es machte ihm nichts aus.

Sanft, aber sehr bestimmend schob er sie auf die verdeckte Leinwand zu.

Fedora kam sich vor wie auf Wolken schwebend. Dieser Keller mit seinen rohen Wänden schien plötzlich voller Leben zu stecken.

Etwas geschah hier, das sie nicht überblicken konnte, und sie wußte, daß sie kurz vor dem Ziel stand.

Wenn der andere sein Versprechen tatsächlich eingelöst hatte, dann mußte sie gleich etwas erleben, für das es keine rationale Erklärung mehr gab.

Der Mann hatte ihr Zögern bemerkt. »Soll ich es machen?« erkundigte er sich.

»Ja, bitte…«

Seine Hände verschwanden von ihren Schultern. Links schritt er an Fedora vorbei, stellte sich neben die abgedeckte Leinwand, streckte seinen Arm aus und ergriff einen Zipfel des Tuchs.

Mit einem Ruck zog er die Decke ab.

Fedora starrte auf das Bild.

Zwei, drei Sekunden stand sie unbeweglich. Dann schlug sie die Hände vor ihr Gesicht und begann zu ächzen.

Was sie sah, war unfaßbar!

***

Meine Freunde in London zeigten sich durch Taniths Tod geschockt.

Ich hatte mit ihnen telefoniert, und natürlich war die Frage aufgetaucht, ob ich Verstärkung brauchte.

Davon wollte ich erst einmal absehen, aber ich hatte hinterlassen, wo man mich finden konnte.

Der Landstrich, den man in Frankreich als die Bretagne bezeichnete, besitzt im Westen eine Steilküste. Dort treten die seltsamsten Steinformationen auf, gewaltige Felsen, die sich wie ein Wall gegen die heranrollenden Wellen aufbauen. Ähnliches kannte ich aus Cornwall, und auch die Bretagne war ebenso schwach besiedelt wie ihr Gegenstück in England. Es gab weite Küstenstreifen, wo sich überhaupt kein Dorf befand, höchstens ein einsam stehendes Gehöft sowie die Ruinen einer alten Burg oder Festung. Für Naturliebhaber ein herrlicher Streifen Erde. Verlassen, vom Westwind gezeichnet.

Ein Land der Legenden und Sagen.

Ich hatte mir in Paris einen Leihwagen genommen und war nach Westen gefahren.

Ein großes Problem gab es. Ich mußte das Haus finden, in dem die Malerin lebte. Ein Ort oder eine Stadt war es nicht. Wahrscheinlich wohnte die Frau einsam auf den Klippen, um sich völlig ihrer Arbeit hingeben zu können.

Der kleine Renault tat seine Pflicht, aber ich wurde müde und

übernachtete nach einigen Stunden Fahrt in einem Ort, dessen Namen ich vergessen habe.

Er mußte sich auf halber Strecke befinden. Ich schlief nicht gut.

Taniths Tod hatte mich zu sehr mitgenommen, und so kam es, daß ich mich nach dem guten Frühstück nicht gerade sehr ausgeruht an die Weiterfahrt machte.

Das Wetter spielte mit. Eigentlich hatte ich Regen erwartet, statt dessen klärte sich der Himmel auf, je weiter ich mich in Richtung Westen bewegte.

Die Gegend wurde einsamer. Ich passierte oder durchfuhr immer weniger Orte, dafür breitete sich das Land manchmal bis zum Horizont hin bretteben aus.

Schafe entdeckte ich, Kühe und große Getreidefelder, deren Halme sich wie ein gewaltiges Meer wellenförmig im Wind bewegten.

Jetzt tauchte auch die Sonne auf. Prächtig stand sie am Himmel. Ihre Strahlen stachen in den kleinen Renault.

Den Ort, den ich mir gemerkt hatte, hieß Pont-Aven. Es war derjenige, der dem Gehöft am nächsten lag. Dort wollte ich mich nach dem Weg erkundigen.

Über eine alte Steinbrücke und anschließend auf Kopfsteinpflaster rollte ich in Pont-Aven ein.

Die Menschen hier waren kernig und verschlossen. Das merkte ich, als ich in ein Bistro ging. Man erwiderte meinen Gruß kaum und kümmerte sich um seine Speisen und Getränke.

Ich bestellte einen großen Kaffee. Dreimal mußte ich fragen, bevor man mir den Weg beschrieb.

Die Antwort des Kellners war ziemlich brummig, die Malerin schien nicht beliebt zu sein.

Ich fragte nach dem Grund.

»Es sind Fremde«, wurde mir gesagt. Und das mußte als Argument reichen. Wenig später zahlte ich und fuhr wieder los.

Eine Ortschaft erreichte ich nicht mehr. Der Weg führte wie ein schmales Band durch die grüne Landschaft, die immer mehr von der Nähe des Meeres geprägt wurde.

Das Gras sah nicht mehr so saftig aus. Es erinnerte mich mehr an Stroh.

Allmählich stieg auch das Gelände an. Ich hatte ein Fenster geöffnet. Die Luft roch anders. Irgendwie frischer, salziger. Zudem glaubte ich, das Tosen der Brandung zu hören.

Der Renault holperte über einen Feldweg. Asphalt war ein Luxus, den man hier nicht kannte. Manchmal entdeckte ich gewaltige Steine. Haushohe, hellgraue Klötze, die von der Hand eines Titanen mitten in die Gegend geschleudert zu sein schienen.

Der Wagen rollte einem Plateau entgegen.

Das Sommerlicht tauchte die Landschaft in ein unwirkliches Licht. Sein Widerschein lag auf dem Braungrün des Dünengrases wie das lange, fahlblonde Haar eines jungen Mädchens, das nicht von einer Bürste, sondern von Wind gekämmt wurde.

Schon bald wurde es mühselig. Sandiger Boden, bei dem die Räder es schwer hatten, sich weiterzudrehen. Der Frontantrieb tat seine Pflicht, und ich gelangte auf die Spitze des Plateaus.

In der Größe mit einem Fußballfeld zu vergleichen. Viel weiter konnte ich nicht fahren, deshalb stoppte ich und verließ den Leihwagen. Sofort erfaßte mich der Wind. Er kam von vorn, wühlte mein Haar zurück und brachte feinen Sand mit, der körnig gegen mein Gesicht schlug und sich auf der Haut absetzte.

Ich roch diese Landschaft förmlich, nahm sie in mich auf und trat bis an den Rand der Klippe.

Bei jedem Schritt hatte sich das Brausen und Donnern der Brandung verstärkt. Als ich nach unten schaute, sah ich die schäumende Brandung. Sie wütete gegen die Felsen, wobei sie mir wie ein Raubtier vorkam, das immer wieder einen Angriff versuchte und dennoch jedesmal gestoppt wurde. Hoch schleuderten die langen Gischtfahnen, und wenn das Licht der Sonne hindurchschien, bildete sich ein schwacher Regenbogen.

Ein Bild für Fotografen. Und hinter mir lag der Atlantik. Eine unendliche Wasserwüste. Grau, wogend, manchmal mit Schaumkämmen versehen.

Aber wo befand sich das Haus?

Als ich einen Blick nach rechts warf, sah ich die kleine Bucht.

Zwei vorspringende, breite Felsmauern schützten sie gegen die Unbillen des Meeres und nahmen der Brandung einen Großteil der Wucht, so daß die Wellen relativ ruhig auf den feinen Sandstrand auslaufen konnten.

Winzig klein sah die Gestalt von meinem Punkt aus. Ich sah sie aus den Wellen laufen und sich in den Sand legen. Nur bei genauem Hinsehen und wegen der langen Haare konnte ich erkennen, daß es sich dabei um eine Frau handelte.

Sollte das Fedora sein?

Wahrscheinlich. Jetzt suchte ich nach einem Abstieg, fand jedoch keinen und lief wieder zurück zum Wagen. Ich war mir sicher, den falschen Weg genommen zu haben, fuhr wieder ein Stück zurück und fand tatsächlich einen zweiten Pfad, der in den ersten mündete.

Einer ersten Schätzung nach mußte der neue Weg ungefähr dorthin führen wo ich die Bucht und den feinen Sandstrand gesehen hatte.

Ich hatte mich nicht geirrt. Der Weg stieg auch nicht auf ein Plateau hinauf, sondern lief flach und eben weiter. Er wand sich zudem wie eine Schlange dem Meer entgegen, und vor mir öffnete sich zum

erstenmal die kleine, halbrunde Bucht.

Dabei sah ich auch das Haus. Mit einem alten Gebäude hatte ich eigentlich gerechnet. Überrascht war ich von der nahezu futuristischen Form. Holz hatte man als Grundmaterial verwendet. Zu mir hin, also zur Rückseite, stieg die Hälfte eines Dachgiebels steil an.

Dahinter knickte sie ab, und die Form ähnelte der eines normalen Bungalows. Ich sah es, als ich daran vorbeifuhr und auch einen kleinen Garten passierte.

Der Weg zum Strand endete im feinen Sand. Dort, wo ein hoher Felsen das Haus gegen den Wind schützte, stellte ich meinen Wagen ab. Ich stieg aus und näherte mich dem Gebäude. Die Terrasse lag zum Meer hin, die Tür stand offen. Ich konnte hineinschauen und sah eine Küche und den großen rustikal eingerichteten Wohnraum.

Von den Bewohnern entdeckte ich nichts.

Wieder dachte ich an die Frau, die ich aus großer Höhe gesehen hatte. Wahrscheinlich befand sie sich noch am Strand. Ich wollte zu ihr gehen und sie fragen, denn so einfach als Fremder das Haus zu betreten, war doch nicht mein Fall.

Durch den Sand schlenderte ich und entdeckte neben einem pilzförmig aufgebauten Sonnenschutz aus Holz und Stroh einige Kleidungsstücke. Von der Frau sah ich nichts.

Erst als die auslaufenden Wellen mich fast berührten, blieb ich stehen. Mein Blick glitt über das Wasser, auf dessen Wogen sich die Sonnenstrahlen spiegelten und mich blendeten. Der winkende Arm war kaum auszumachen, als er aus dem Wasser stach.

»He, Monsieur, wo wollen Sie hin?« Es war eine helle Stimme, die mir die Frage entgegenrief, und wenig später kletterte ein Mädchen aus dem Wasser. Lachend kam es auf mich zu, und es machte ihm nichts aus, daß ich als Fremder sie so unbekleidet sah.

Schweratmend blieb es vor mir stehen und wrang sich das Haar aus. »Wollen Sie zu uns, Monsieur?«

»Ja, ich suche Fedora…«

»Das ist meine Mutter«, sagte sie schnell und reichte mir ihre nasse Hand. »Ich bin Lisa Golon, die Tochter.«

»Mein Name ist John.«

»Hört sich englisch an.«

»Ist es auch.« Ich sah die Gänsehaut auf ihrem Körper. »Willst du dir nicht etwas überziehen?«

»Wäre besser.« Sie lachte und rannte an mir vorbei und auf den Sonnenpilz zu, wo ihr Handtuch lag damit trocknete sie sich ab.

Dann zog sie sich an.

»Was wollen Sie denn von meiner Mutter?« fragte sie, als ich unter dem Sonnenpilz ankam.

»Mit ihr reden.«

»Und worüber?« Sie lachte plötzlich. »Ich kann es mir denken, Monsieur, sicher interessieren Sie sich für die Bilder. Habe ich recht?«

»Teilweise.«

Sie hob die schmalen Schultern. »Oder geht es um Geschäfte, die Sie mit meinem Vater machen sollen? Da müssen Sie noch warten. Er kommt erst gegen Abend.«

»Nein, nein, ich möchte schon mit deiner Mutter reden. Auch über Paris!« schloß ich den nächsten Satz ab.

»Herrlich, diese Stadt. Sie war übrigens vor kurzem da.«

»Ich weiß.«

»Haben Sie Mama dort getroffen?«

»Nein, aber wir haben eine gemeinsame Bekannte. Sie heißt Tanith. Hast du den Namen schon einmal gehört?«

Lisa trug keine Schuhe. Mit dem rechten großen Zeh wühlte sie den Sand auf und dachte nach. »Nein, Tanith kenne ich nicht. Wo soll die denn wohnen? In Pont-Aven?«

»In Paris.«

»Ach so.« Sie lachte. »Wissen Sie, John, ich interessiere mich nicht so sehr für Mamas Arbeiten. Die Bilder mag ich nicht.«

»Und weshalb magst du sie nicht?«

Sie rührte weiter im Sand. »Sie sind mir einfach zu düster und pessimistisch.«

»Ist deine Mutter denn auch so ein Typ?«

»Meine Mutter kann man als introvertiert bezeichnen. Jedenfalls wenn sie malt. Ansonsten ist sie normal.« Lisa lachte. »Waren Sie eigentlich schon im Haus?« fragte sie dann.

»Nein, ich sah deine Mutter nicht.«

Das Mädchen drehte sich um. »Komisch. Sie wollte dableiben und das Essen kochen.«

»Ich habe auch nur über die Terrasse geschaut.«

»Dann hält sie sich bestimmt in einem anderen Raum auf. Kommen Sie, John, wir gehen!« Sie winkte mir zu und schritt vor mir her.

Ich schaute auf ihren Rücken. Die Arme bewegte sie im Rhythmus der Schritte, und plötzlich sah ich etwas Dunkles an ihren Händen.

Es rann an den Fingern herab, sammelte sich, wurde schwerer, und einen Augenblick später klatschten die Tropfen in den Sand.

Rote Spuren blieben zurück.

Blut!

***

»Lisa!« Mein scharfer Ruf erreichte das Mädchen und ließ es stoppen. Auf einmal hatte ich das Gefühl, einer seltsamen Veränderung. Zwar befand ich mich noch immer am Strand, aber die Bewegungen waren stark verlangsamt worden.

Ich merkte es daran, wie Lisa herumschwang. Der gesamte Ablauf war gestört. Sie kam mir vor wie eine Tänzerin, die auf einer Wolke schwebt und die Arme dabei ausgestreckt hielt, wobei das Blut an ihren Händen durch die Fliehkraft zur Seite geweht wurde und tropfenweise im Sand versickerte.

Im nächsten Augenblick war wieder alles normal. Lisa schaute mich an. Ihr Gesicht glich einem Fragezeichen, als sie sagte:

»Weshalb haben Sie mich gerufen?«

Ich deutete auf ihre Hände, wollte etwas sagen und verschluckte die Worte. Es hatte keinen Sinn. Die Hände sahen normal aus. Ich hätte mich lächerlich gemacht.

»Schon gut«, sagte ich leise.

»Nein, da war doch was.«

»Eine Täuschung. Ich glaubte, etwas gesehen zu haben. Vergiß es, Mädchen.«

»Wenn Sie meinen. Komisch ist es schon.«

»Das allerdings.« Diese Antwort gab ich mehr mir selbst, denn ich wußte genau, daß ich mich nicht geirrt hatte. Das Blut war vorhanden gewesen, auch die andere Magie, denn mein Kreuz hatte sich auf der Brust erwärmt. Es war von einem schwarzmagischen Strom getroffen worden. Für mich ein Beweis, daß ich diese Reise nicht umsonst hinter mich gebracht hatte.

Wir gingen über die Terrasse. Sie besaß auch ein Dach, so daß die Familie bei schlechtem Wetter ebenfalls draußen sitzen konnte. Die Umrandung der Terrasse bestand aus weiß nachlackierten Holzstäben. Die aufgeklappten Liegestühle sowie die Sessel mit den dicken Polstern deuteten darauf hin, daß die Familie Golon bei diesen Möbeln nicht auf den Franc geschaut hatten.

Der Wind hatte Sand auf die Bohlen geweht. Er knirschte unter unseren Schritten.

Das Mädchen betrat als erste das Haus. In der perfekten Einbauküche blieb es stehen und rief seine Mutter. Die Stimme mußte bis in die obere Etage zu hören sein, so laut rief Lisa. Aber sie bekam keine Antwort. Sie drehte sich zu mir um, hob die Schultern und meinte:

»Ich weiß auch nicht, was geschehen ist.« Lisa schaute zum Herd. »Die Suppe kocht jedenfalls noch«, sagte sie, ging hin und stellte den Herd ab. »Kann sein, daß meine Mutter malt.«

»Aber du hast laut genug gerufen.«

Lisa winkte ab. »Da vergißt sie Gott und die Welt. Soll ich mal nachschauen?«

»Das wäre mir recht.«

Sie wollte schon abdrehen, als wir die Erschütterung spürten. Sie kam urplötzlich. Unter unseren Füßen begann es zu beben. In Wellen rannen die Stöße an, das Geschirr in den Schränken klapperte, Lisa

schrie auf und warf sich in meine Arme.

Ich hielt sie fest. Und zwar so lange, bis die Erschütterungen vorbei waren.

Auch Lisa drückte sich wieder von mir. »Entschuldigen Sie!« flüsterte das Mädchen, »aber das verstehe ich nicht. Ich komme da nicht mit. Irgendwas stimmt hier nicht.«

»Ist das schon öfter passiert?« fragte ich.

»Nein, noch nie.«

»Ich glaube, es ist besser, wenn wir deine Mutter suchen. Mir scheint, hier läuft einiges durcheinander.«

»Das glaube ich auch«, gab sie ehrlich zu und schluckte ein paarmal. Ich hatte das Mädchen genau beobachtet. Seinen Reaktionen konnte ich entnehmen, daß es tatsächlich nichts wußte. Auch ihr Bluten hatte sie nicht bemerkt, wobei ich das Gefühl hatte, allmählich in einen gefährlichen, schwarzmagischen Kreislauf hineinzugeraten.

»Komm«, sagte ich, »führ mich mal in ihr Zimmer…«

Lisa nickte und ging vor. Auf ihren Armen entdeckte ich die Gänsehaut. Die Fröhlichkeit hatte das Mädchen verloren.

Wir verließen die Küche, gelangten in einen schmalen Flur, an dessen Ende ich eine Holztreppe sah. Sie führte in die obere Etage.

Lisa war schnell. Ihre nackten Füße patschten auf die Stufen, ich folgte ihr langsamer.

Wenn sich ihre Mutter oben befand, hatte Lisa noch Zeit, sie auf meinen Besuch vorzubereiten.

Das geschah nicht.

Sie war bereits in einem Zimmer verschwunden, als sie mich rief.

»Kommen Sie, Monsieur Sinclair.«

Eine Tür stand offen. Es war der Eingang zu einem Atelier. Er lag an der Rückseite des Hauses. Das breite Fenster war zum Meer hingewandt und bildete einen rechten Winkel zum Flachdach. Wer vor der großen Scheibe stand, konnte über den Strand und weit in die Bucht hineinschauen.

Von Fedora Golon entdeckten wir beide keine Spur. Dafür konnte ich zum erstenmal ihre Bilder bewundern. An zwei fensterlosen Wänden hingen sie. Manche standen auch darunter auf dem Fußboden. Ich schritt langsam an ihnen vorbei und schaute mir die Motive an.

Das Mädchen hatte recht gehabt. Für optimistische, fröhliche Menschen war das nichts.

Fedora Golon arbeitete mit düsteren Farben. Sie zeichnete zumeist Landschaften, die ein herbstliches Aussehen besaßen. Sturmgepeitschte Bäume, knorrige Äste, Zweige, die sich im Wind bogen, und dichte, über den Himmel jagende Wolkenberge.

Andere Bilder wirkten wie Szenen aus düsteren Märchen. Da rannten Menschen in panischer Angst vor irgendwelchen dämonischen Wesen

davon oder flohen in Feuerhöllen hinein, wo sie verbrannten. Ein Bild erinnerte mich an eine Dimension, in die es mich einmal verschlagen hatte. An das Land, das nicht sein durfte.

Ähnlich wie ich sie dort gesehen hatte, waren auch die Vögel auf den Bildern abgebildet. Drachenähnliche Geschöpfe, die über einen dunklen Himmel segelten.

Lisa schaute mich direkt an. »Mögen Sie diese Bilder, John?«

»Nein, eigentlich…« Das nächste Wort wurde mir durch einen Knall von den Lippen gerissen. Wir schraken beide zusammen. Es bestand jedoch keine Gefahr. Nur die Tür war wegen des Durchzugs zugefallen.

Lisa preßte eine Hand gegen die Brust. »Meine Güte, habe ich mich erschreckt, Ich bin wohl etwas nervös geworden.«

Ich wechselte das Thema. »Wo könnte deine Mutter denn noch stecken?«

»Vielleicht im Keller?«

»Malt sie da auch?«

»Nicht, daß ich wüßte. Aber wenn wir sie unten, hier und draußen nicht gefunden haben, bleibt nur der Keller.«

Da hatte sie eigentlich recht.

»Vor dem habe ich mich immer gefürchtet«, erklärte sie mir mit leiser Stimme.

»Du und Angst?«

»Ja, der Keller ist etwas ganz anderes. So unheimlich. Wissen Sie, Monsieur, der gehört eigentlich gar nicht zu dem Haus, sondern war schon viel früher da. Wenigstens die Mauern. Als wir das Haus bauten, haben meine Eltern sie stehenlassen.«

»Und jetzt?«

»Lagert darin Wein.«

Mir lag die Frage auf der Zunge, ob Madame vielleicht heimlich eine Freundin des guten Tropfens war, aber ich verschluckte die Bemerkung.

»Dann wollen wir uns den Keller mal ansehen. Oder hast du vor mir auch Angst?«

»Nein, Monsieur.«

»Wie komme ich zu der Ehre?«

Lisa wurde rot. »Wissen Sie, Monsieur, das sehe ich in den Leuten oft an den Augen an. Wie Sie vorhin geschaut haben, als ich aus dem Wasser stieg, das war nicht so, wie es andere Jungen oder Männer tun. Irgendwie…« Sie hob die Schultern. »Eigentlich ganz natürlich.«

Ich mußte lachen. »Du bist gut, Lisa, wirklich.«

Da hatte sie sich schon abgewandt, war an der Tür, zog sie auf, während ich noch einen letzten Blick auf die Bilder warf.

In diesem Moment alarmierte mich ihr Schrei!

***

Das Bild war erschreckend!

Realistisch, unheimlich, düster und auf eine gewisse Art und Weise grauenvoll.

Und sie hatte es gemalt.

Fedora Golon konnte es kaum glauben. Mit weichen Knien stand sie da und zitterte. Ihre Augen wurden feucht. Sie wußte nicht, ob sie weinen oder schreien sollte, sie sah nur das Bild, das dieser Mann enthüllt hatte.

Der Hintergrund war düster gehalten. Er zeigte einen offenen Eingang, ein graues Tor, gestützt von zwei dicken Säulen. Hinter dem Tor begann ein finsterer Gang. Fedora hatte sich bei ihm besonders viel Mühe gegeben, damit sie die Tiefe des Ganges auch auf das Bild bringen konnte. Auf den Betrachter wirkte er so, als würde er in die Unendlichkeit führen – oder in die Hölle.

Der Vordergrund des großen Gemäldes zeigte die Personen, um die es eigentlich ging.

Die Mönche!

Fünf waren es insgesamt. Sie trugen hellgraue Kutten, hielten sich an den Händen gefaßt und bildeten einen Reigen. Dabei standen sie so, als wollten sie um einen Tisch herum tanzen, der eine ovale Form aufwies. Auf ihm lag eine dunkelrote Decke.

Das war nicht alles, was die Frau so faszinierte und gleichzeitig erschreckte. Angst hatte sie vor den Dingen bekommen, die auf dem Tisch standen und die sie überhaupt nicht gemalt hatte.

Es waren ein Kelch und eine rote Kugel!

Beides kannte sie. Deshalb war sie auch nach Paris gefahren, denn dort hatte sie die Dinge gestohlen. Der Kelch und die Kugel waren der Grund ihrer Reise gewesen und auch der Grund für die Bekanntschaft mit einer geheimnisvollen Frau, die sich Tanith nannte.

Beide Dinge hatte sie mitgebracht, in den Keller geschafft, und sie standen nun innerhalb des Bildes.

Ein Phänomen…

Das Gemälde sah so echt aus, daß der Betrachter jeden Augenblick damit rechnen konnte, daß sich die Mönche wieder in Bewegung setzten und nur für kurze Zeit erstarrt waren. Allein an ihren Körperhaltungen war zu erkennen, welch eine hervorragende und naturalistische Malerin die Frau war.

Fedora konnte sich ohne Übertreibung als große Künstlerin bezeichnen.

»Nun?« hörte sie wieder die Stimme des Bärtigen. »Wie gefällt dir das Bild?«

Fedora konnte kaum sprechen. Sie atmete ein paarmal tief durch, schüttelte den Kopf und hob dabei die Schultern. »Ich… ich weiß

nicht so recht.«

»Die Dinge sind echt.«

»Du sprichst von dem Kelch und der Kugel?« vergewisserte sich Fedora.

»Genau.«

»Aber wie ist das möglich? Ich habe sie nicht gezeichnet. Wie können sie dann in das Bild kommen?«

»Dafür habe ich gesorgt!«

Die Malerin hatte die Antwort erwartet. Dennoch war sie geschockt und überrascht, und sie schüttelte den Kopf, weil sie es nicht glauben wollte.

»Ja, du hast schon richtig gesehen«, flüsterte der Mann. »Es sind die echten Dinge, die du aus der Stadt mitgebracht hast. Und sie passen genau ins Bild.«

»Das verstehe ich nicht«, hauchte die Malerin. »Ich kann es wirklich nicht fassen.«

»Nimm es einfach hin.«

Das muß ich wohl, dachte Fedora und zog ein gequältes Gesicht.

Für sie war alles so seltsam, so anders. Sie befand sich zwar in ihrem Haus, lebte mit der Familie zusammen und glaubte trotzdem, innerhalb eines Vakuums zu existieren. Wenn sie näher darüber nachdachte, waren die Tatsachen einfach verrückt. Da malte sie ein Bild, das sie eigentlich gar nicht malen wollte. Zudem gerieten plötzlich normale Gegenstände in das Bild hinein, die sie aus Paris mitgebracht hatte.

Und dann gab es da noch einen geheimnisvollen Mann, der in ihrem Leben einen Platz eingenommen hatte, der eigentlich nur ihrem Gatten zustand. Der Mann und das Bild mußten in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen. Sie hatte sich diesem Mann hingegeben, und es wurde ihr erst jetzt bewußt, daß sie nicht einmal seinen Namen kannte.

Wieder spürte sie seine Hände und schauderte zusammen. Die Finger blieben nicht auf ihrer Schulter liegen, jetzt umschlossen sie seine Arme, wobei sie das Gefühl hatte, als wäre der Stoff des Kleides überhaupt nicht vorhanden, und die Hände würden auf der blanken Haut liegen.

Fedora konnte ihren Blick nicht von dem Bild lösen. Sie hatte zahlreiche Bilder gemalt, aber keines war so realistisch und gut geworden wie dieses hier. Es erinnerte schon an die alten Meister früherer Jahrhunderte, von denen heute noch die Experten behaupteten, daß diese Bilder so genau gemalt worden wären, als würden die Figuren leben.

»Jetzt ist dein Kunstwerk fertig!« hauchte der Mann in ihr rechtes Ohr. »Du hast es gut gemacht.«

»Und was soll das bedeuten?«

»Oh, das wirst du noch sehen. Du hast hier etwas Großes geleistet. Du bist vor allen Dingen nach Paris gefahren und hast die Dinge geholt, die ich unbedingt brauchte und die sie auch brauchten. Die Kugel und den Kelch.«

»Wer brauchte die Sachen? Wer sind sie?«

»Die Mönche!«

Fedora schüttelte den Kopf. »Sie können den Kelch und die Kugel nicht gebrauchen. Es sind keine Menschen, es sind Figuren auf einem Bild…«

»Das schon, meine Liebe. Aber bist du dir sicher, daß es tatsächlich keine Menschen sind?«

»Wieso? Ich…«

Da lachte der andere nur, zuckte jedoch im nächsten Augenblick zusammen.

»Was ist?« fragte Fedora.

»Ein Feind ist da!«

»Wieso?«

Der Mann löste sich vor ihr. »Ich spüre es!« flüsterte er. »Ich spüre es genau…«

»Aber wer soll gekommen sein?«

Der andere lachte. »Wer? Das kann ich dir genau sagen, meine Liebe, aber ich lasse es. Der Mord in Paris hat Aufsehen erregt. Man wird deine Spur gefunden haben, und ausgerechnet er ist gekommen. Aber das wird ihm auch nicht mehr helfen…«

Fedora war überrascht. Sie begriff die Vorgänge nicht so recht, wandte ihren Blick vom Gemälde ab und schaute zu dem hin, dem sie hörig geworden war.

Er stand neben der Tür.

Von einer Sekunde zur anderen veränderte sich seine Gestalt.

Plötzlich flammte grünes Licht um sie herum und zeichnete die Formen des Körpers genau nach. Aber noch etwas entdeckte Fedora.

Einen zweiten Körper. Er hatte sich über den ersten gelegt, war allerdings nicht existent, sondern nur eine Scheingestalt.

Sie tanzte über dem Originalkörper und besaß ein widerliches Aussehen. Ein dreieckiges Gesicht in der Art eines Ziegenbocks, dazu glühende Augen und einen breiten Mund mit bleckenden, stiftartigen Zähnen.

Sah so der Teufel aus?

Die Frau schüttelte sich und bekam den nächsten Schock, als plötzlich innerhalb des Bildes die Gestalt ihrer Tochter erschien. Sie überlagerte die fünf Mönche, und Fedora konnte erkennen, daß sich die Tochter am Strand aufhielt und aus ihren Händen Blut quoll.

Dann war der Eindruck weg. Auch der Mann sah wieder normal aus,

als er ihr ins Gesicht schaute.

Die Malerin trat zurück. Ihre Beine zitterten, in den Knien hatte sie ein Gummigefühl, und als sie über ihr Gesicht wischte, stellte sie fest, daß es schweißnaß war.

»Was… was war das?« Nur mit großer Mühe brachte sie die Frage hervor.

Der Bärtige lächelte, während seine Augen seltsam leuchteten.

»Magie«, hauchte er. »Höllenmagie…«

Fedora faßte es nicht. Sie stand da und ballte die Hände. Noch einmal erinnerte sie sich daran, was sie gesehen hatte. Es war ihre eigene Tochter gewesen, ein Teil ihrer Familie, an der sie trotz allem sehr hing. In diesen Augenblicken kam sie sich vor wie eine Raubtiermutter, die ihre Jungen verteidigt, und sie schüttelte wild den Kopf. »Laß sie aus dem Spiel!« fuhr sie den Mann an. »Es reicht, wenn du mich in deinen Bann gezogen hast. Lisa hat damit nichts zu tun. Das alles geht nur uns beide an!«

»Närrin!« erwiderte der Bärtige kalt. »Du Närrin. Glaubst du wirklich, die anderen herausfiltern zu können? Nein, da hast du dich geirrt. Sogar schwer geirrt. Was ich einmal habe, das werde ich nie mehr loslassen, daran mußt du dich gewöhnen. Ich gebe nichts mehr freiwillig zurück, und der Kreis hat sich geschlossen, denn du hast die beiden Dinge aus Paris geholt die mir fehlten.«

»Aber ich habe sie nicht…«

»Was hast du nicht?« höhnte der andere.

Fedora winkte ab. »Schon gut, laß es. Es hat sowieso keinen Sinn, wenn ich weiterrede.«

Der andere hörte ihr nicht zu. Er hatte eine gespannte Haltung angenommen und schaute in die Höhe. Sein Blick schien sich an der Decke festzufressen, als gäbe es dort etwas Besonderes zu sehen.

»Was hast du?« fragte Fedora.

Die Antwort bekam sie auf eine Art und Weise, mit der sie nie gerechnet hätte. Plötzlich zitterte der Boden unter ihren Füßen. Es waren Schwingungen, die sich durch das Haus fortpflanzten und die Mauern sowie den Boden erschütterten. Einem leichten Erdbeben glich dies, und die Frau taumelte bis zur Wand zurück, um sich an ihr abzustützen.

So rasch wie die Erdstöße gekommen waren, so schnell verschwanden sie auch wieder.

Alles war normal.

Die Frau atmete auf, lauschte gleichzeitig nach oben, um zu hören, ob irgend etwas einstürzte.

Es war nicht der Fall.

»Jetzt werden sie sich gewundert haben«, erklärte der Mann und rieb seine Hände.

»Worüber?«

»Über die Reaktionen, die ihr Kommen ausgelöst hat«, erklärte er.

»Aber du kannst hochgehen, meine Liebe. Geh zu deiner Tochter und zu ihm. Wirf ihn raus, sag ihm, daß er hier nicht gelitten ist. Und verlasse dich dabei auf mich. Du kannst immer auf meine Hilfe rechnen, Fedora. Ich stehe dir zur Seite. Vergiß das nie!«

»Du läßt mich gehen?«

»Ja.«

»Und das Bild? Ich wollte weitermalen.«

»Nein«, erwiderte der Bärtige. »Das brauchst du gar nicht. Es ist fertig.«

Fedora war überrascht. »Bekomme ich von dir keinerlei Anweisungen mehr?«

»Wenn ich dir gesagt habe, daß du nicht mehr zu malen brauchst, dann bleibt es dabei.«

Fedora nickte. Der andere hatte ihr Bild angesprochen. Damit vergaß sie all die übrigen Dinge und flüsterte: »Es ist wirklich ein Kunstwerk geworden.«

»Ja, ein ganz besonderes«, erklärte der Bärtige.

Ein Lächeln glitt über die Lippen der Frau, das im nächsten Moment jedoch erstarrte. Ungläubig schaute sie sich das Bild an, wischte über ihre Augen, aber der Eindruck blieb.

Sie hatte sich nicht getäuscht.

Die von ihr gemalten Mönche standen nicht mehr still. Sie bewegten sich und tanzten um den ovalen Tisch herum einen geisterhaften Reigen…

***

Fedora traute ihren Augen nicht. Mit vielem hatte sie gerechnet, was sie da jedoch sah, überstieg ihr Vorstellungsvermögen. Sie konnte es nicht fassen, denn seit wann gab es gemalte Figuren, die lebten?

Unmöglich…

Die Mönche standen nicht still. Sie wirbelten in einer Richtung um den Tisch herum, schwangen dabei ihre Arme hoch, senkten sie wieder und öffneten den Mund. Dabei bewegten sie sich weiterhin lautlos, aber in einem gewissen Rhythmus, den irgend jemand angab.

Es war wie ein Tanz um das Goldene Kalb. Nur daß die Mönche um einen Tisch sowie um einen Kelch und eine Kugel tanzten, als wollten sie diese Dinge verehren.

»Sie leben!«, flüsterte die Malerin, »sie leben…« Über ihren Rücken lief ein Schauer nach dem anderen. Sie hatte sich zusammengeduckt, starrte das Gemälde an, das sie geschaffen hatte, und konnte es nicht fassen, daß es so etwas überhaupt gab.

»Ja, sie leben«, erwiderte der Bärtige. »Und dieses Leben verdanken

sie auch dir.«

Fedora fuhr herum. »Mir?«

»Natürlich.«

»Das kann nicht sein, ich…«

»Bist du nicht für mich nach Paris gefahren?«

»Doch aber…«

»Kein aber.« Der Mann deutete auf das Gemälde. »Der Höllentanz der Teufelsmönche war der Grund dafür. Sie werden tanzen, und sie können noch mehr, verlaß dich darauf.«

»Was denn?«

»Warte es ab, meine Liebe.« Der Mann verbeugte sich spöttisch.

»Jedenfalls danke ich dir, daß du es geschafft hast. Großes Kompliment, wirklich…« Er lächelte noch einmal, drehte sich dann um und ging.

Es war kein normales Gehen, sondern ein plötzliches Verschwinden. Von einem Augenblick zum anderen war er nicht mehr zu sehen. Der Bärtige schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Fedora befand sich allein im Keller. Sie stand auf dem Fleck, starrte zunächst ins Leere, drehte den Kopf und schaute abermals ihr Bild an.

Nichts rührte sich dort.

Es sah aus wie zuvor. Kein Mönch tanzte. Kugel und Kelch standen bewegungslos auf dem Tisch. Und die gezeichneten Figuren hatten die gleiche Haltung angenommen wie zuvor.

Die Malerin wischte über ihre Augen. Zwangsläufig stellte sie sich die Frage, ob sie das alles nur geträumt hatte? War der geisterhafte Tanz der von ihr geschaffenen Figuren in Wirklichkeit nur eine Illusion gewesen?

Nein, nein! Dann wäre ja auch der Bärtige nicht existent. Aber er war es, denn er kam immer wieder zu ihr, um sie…

Die Frau dachte nicht mehr weiter. Sie schluchzte auf, schüttelte den Kopf und ging zur Tür. Allmählich begriff sie, daß sie in einem Teufelskreis steckte, aus dem es so leicht kein Entrinnen für sie gab.

Unsichtbare Fesseln hielten sie umklammert und veränderten ihre Persönlichkeit.

Wo sollte das noch alles enden?

Das fragte sie sich und wußte keine Antwort darauf. Aber der Mann hatte ihr gesagt, was sie tun sollte, deshalb öffnete sie die Tür und verließ den Raum.

Ihre Tochter war jetzt wichtiger.

***

Als ich herumwirbelte, kam mir Lisa schon entgegen. Sie fiel in meine Arme, zitterte wie Espenlaub und deutete auf die Tür. »Da«, sagte sie nur, »da hat er gestanden!«

»Wer?«

Ihr Kopf drehte sich schnell. Die großen Augen starrten mich an.

»Wer, fragen Sie? Der Teufel! Ich habe den Teufel gesehen!«

Die meisten Menschen hätten über die Antwort laut gelacht oder wären mit einem Achselzucken hinweggegangen. Ich allerdings hütete mich, so zu reagieren. Das Mädchen konnte recht haben, denn es gab den Teufel. Das wußte ich genau. Schließlich hatte ich oft genug mit ihm zu tun gehabt, und er war ein Dämon, der alle Tricks kannte.

Ich drängte das Mädchen zur Seite, schärfte ihm ein, stehenzubleiben und lief auf die Tür zu, die wieder zurückgeschwungen war.

Hart riß ich sie auf.

Vor mir stand jemand.

Nicht der Teufel, sondern eine Frau!

***

Ich war so überrascht, daß ich zunächst einmal kein Wort hervorbrachte. Dafür hörte ich Lisas Stimme.

»Mama!« rief sie. »Meine Güte, Mama!« Sie drängte sich an mir vorbei und fiel ihrer Mutter in die Arme.

Das also war Fedora Golon.

Eine schöne Frau, wie ich anerkennend feststellte. Irgendwie hatte sie sogar Ähnlichkeit mit der toten Tanith, wenn ihr Gesicht auch nicht den feinen Schnitt zeigte. Sie und Lisa besaßen dieselbe Haarfarbe. Die braune Pracht fiel bis auf die Schultern, und auch die Farbe der Augen war bei Mutter und Tochter gleich.

Sie preßte ihre Tochter an sich, streichelte sie sogar, doch sie schaute mich dabei an.

Ich hielt dem Blick stand. Bei ihr las ich keinen Funken Sympathie, sondern das Gegenteil.

Abneigung, vielleicht sogar Haß…

»Mama, ich… ich …« Lisa begann zu stottern und schüttelte sich dann.

»Was hast du denn, Kind?«

»Sie hat den Teufel gesehen, sagt sie!« mischte ich mich ein.

Für den Bruchteil einer Sekunde flammte es in den Augen der Frau auf. Diese Reaktion bewies mir, daß sie unter Strom stand und ich vielleicht mit meiner Frage genau ins Schwarze getroffen hatte.

Der Satan mischte hier mit. Dessen war ich sicher.

Dann überspielte Fedora Golon die Sache. Ihre Lippen verzogen sich zu einem Lächeln. »Wie kannst du so etwas Dummes nur behaupten, meine Kleine? Du mußt geträumt haben!«

»Das habe ich nicht!« Lisa schrie ihre Mutter an und wand sich aus ihrem Griff. Sie deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger auf die Tür. »Als ich sie aufriß, habe ich ihn gesehen. Ich schrie, aber

plötzlich standest du vor mir, und der Teufel löste sich auf. So und nicht anders ist es gewesen!«

Fedora Golon schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht glauben, Kleines. Wirklich nicht. Du mußt dich geirrt haben. Es gibt keinen Teufel, nicht in diesem Haus.«

»Gerade hier!« fauchte die Tochter. »Was ich gesehen habe, das habe ich gesehen, und dabei bleibe ich.« Sie trat vor Wut mit dem Fuß auf und wurde zu einer richtigen Wildkatze.

Die Malerin zeigte sich verärgert. »Benimm dich jetzt, Lisa, und geh bitte nach unten.«

»Was soll ich da?«

»Ich habe mit diesem Herrn hier etwas zu besprechen.«

»Mit John?« Lisa lachte. »Da wirst du dich geschnitten haben. Er ist nämlich mein Freund.«

»Geh endlich!« Die Stimme der Frau klang scharf. Sie wollte jetzt keinen Widerspruch. Das merkte nicht nur ich, sondern auch ihre Tochter. Lisa nickte, warf mir noch einen Blick zu, sah mein Lächeln, drehte sich dann um und schritt davon.

Wir hörten ihre nackten Füßen auf den Stufen der Holztreppe.

Die Malerin wartete, bis die Schritte nicht mehr zu hören waren, verschränkte die Arme vor der Brust und wandte sich mir zu. »Wer sind Sie, Monsieur?«

»Mein Name ist John Sinclair.«

»Bon, aber das sagt mir nichts.«

»Ich komme aus London.«

»Dann fahren Sie da wieder hin.«

»Lassen Sie mich ausreden«, bat ich. »Ich komme zwar aus London, aber ich habe einen Umweg über Paris gemacht, weil mich eine Freundin um Hilfe gebeten hat. Eine Freundin, Madame, deren Name Ihnen nicht unbekannt sein dürfte.«

»Sagen Sie ihn!« forderte sie mich mit kühl klingender Stimme auf.

»Tanith!«

Es lag auf der Hand, wie sie reagieren würde. Und ich wurde auch nicht enttäuscht, als sie erwiderte: »Tut mir leid, Monsieur Sinclair. Von einer Tanith habe ich noch nie etwas gehört.«

»Aber sie waren in Paris?«

»Das streite ich nicht ab.«

»Wann?«

Die Frau lächelte spöttisch.

»Ich durchschaue Sie, Monsieur Sinclair. Wahrscheinlich haben Sie schon mit meiner Tochter gesprochen und wissen längst Bescheid. Ich bin erst gestern zurückgekehrt. Der Besuch hat sich für mich gelohnt.«

»Bei Tanith?«

»Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich diese Person nicht

kenne. Meine Reise hatte einen anderen Grund. Die Stadt Paris ist ein Mekka für Künstler. Nirgendwo auf der Welt findet man derart viele Eindrücke. Paris ist Balsam für die Inspiration eines Künstlers. Auch eines aus der Provinz, zu denen ich mich zähle.«

»Ja, Sie malen gut«, erklärte ich. »Nur wunderte es mich, daß Ihre Bilder Stimmungen wiedergeben, die einen pessimistischen Eindruck vermitteln. Die Farben sind düster, da ist keine Freundlichkeit vorhanden, keine Sonne. Wie kommt das? Leiden Sie an Depressionen?«

»Nie!«

»Dann erklären Sie mir den Grund.«

»Dazu sehe ich keinerlei Veranlassung, Monsieur Sinclair. Was erlauben Sie sich überhaupt? Sie kommen in mein Haus, sind völlig fremd hier und stellen mir Fragen. Man könnte wirklich meinen, Sie wären von der Polizei.«

»Vielleicht bin ich das.«

»Von der französischen?«

»Nein. Mein Name klingt, wie Sie sicherlich gehört haben, englisch. Ich komme aus London.«

»Dort gibt es Scotland Yard.«

»Richtig kombiniert, Madame. Ich bin bei dieser Behörde angestellt.«

»Dann haben Sie hier nichts zu melden.«

»Das ist im Prinzip korrekt. Nur wenn es dabei um Leib und Leben eines Menschen geht, sehe ich mich gezwungen, einzugreifen. Dies ist gewissermaßen eine Bürgerpflicht.«

»Sehe ich ein«, erwiderte sie. »Allerdings frage ich mich, um wessen Leben es hier geht?«

»Vielleicht um das Ihrer Tochter?«

Sie lachte schallend. »Glauben Sie auch an den Quatsch, den sie erzählt hat?«

»Beweisen Sie mir, daß es kein Quatsch ist.«

Fedora Golon ließ ihre Arme sinken und schlug gegen die Stirn.

»Das ist doch Blödsinn. Es gibt keinen Teufel, deshalb kann sie ihn auch nicht gesehen haben. Fertig.«

»Davon bin ich nicht überzeugt.«

»Daran kann ich auch nichts ändern.« Sie drehte sich und deutete auf die Tür. »Und jetzt tun Sie mir einen Gefallen, verlassen Sie unser Haus! Ihr Auftauchen hat genügend Unruhe gebracht. Die kann ich keinesfalls brauchen. Ich will in Ruhe meine Bilder malen können. Bitte, Monsieur, gehen Sie!«

Die Aufforderung war deutlich. Im Prinzip hatte sie recht, aber ich wollte mich nicht so einfach an die Luft setzen lassen.

Deshalb tat ich so, als hätte ich ihre Aufforderung einfach überhört. »Wir haben Sie gesucht, Madame, aber nicht gefunden. Ihre Tochter

wollte mit Ihnen reden.«

»Das hat sie getan.«

»Wo haben Sie eigentlich gesteckt?« wollte ich wissen.

Ihr Lächeln wirkte überheblich. »Glauben Sie im Ernst, daß ich Ihnen darauf eine Antwort gebe, Monsieur Sinclair. Ich kann in meinem Haus tun und lassen, was ich will. Ich brauche keinem Rechenschaft darüber abzugeben.«

»Da haben Sie recht.«

»Dann akzeptieren Sie es und verlassen Sie dieses Haus. Sie haben hier nichts zu suchen!«

Ich ging auf sie zu. Dabei trat die Malerin einen Schritt zur Seite, um mir den Weg zur Tür freizugeben. »Ich möchte Sie warnen, Madame«, sagte ich mit leiser, dennoch scharfer Stimme. »Es kann sein, daß Sie sich auf irgend etwas eingelassen haben, das Sie nicht durchblicken. Tun Sie sich und Ihrer Familie den Gefallen und hören Sie auf! Mit den finsteren Mächten läßt sich kein Pakt schließen. Alle, die es bisher versucht haben, sind daran zugrunde gegangen. Diesen Rat gebe ich Ihnen.«

»Sie reden Unsinn!«

»Nein, Madame, das glaube ich nicht. Übrigens ist meine Freundin Tanith ermordet worden. Jemand hat ihr einen Dolch in die Kehle gestoßen. Auch mich griff man mit einem Messer an. Ich konnte dem Anschlag entkommen. Der Mörder meiner Freundin ist noch nicht gefunden worden. Es kann sein, daß er sich außerhalb der Stadt aufhält.«

»Na und?«

»Ich meine nur.«

»Sie halten mich anscheinend für den Täter, wie?«

Ich hob die Schultern. »Das haben Sie gesagt. Aber kann ich es ausschließen?« Nach dieser Frage schaute ich ihr in die Augen, denn ich wollte ihre Reaktion sehen.

»Ja«, sagte sie mit fester Stimme. »Das können Sie, Monsieur. Sie können es ausschließen. Ich habe ihre Freundin nicht getötet.«

»Aber Sie kannten Tanith?«

»Auch das nicht!«

Bei der ersten Antwort hatte sie vielleicht die Wahrheit gesagt, die zweite war für mich eine Lüge gewesen. »Ich glaube Ihnen nicht, Madame. Das hat seinen Grund, denn ich fand in einem Tagebuch der Verstorbenen genau Ihren Namen und auch Ihre Adresse. Die Spur zu Ihnen ist heiß, sehr heiß sogar. Lassen Sie sich etwas einfallen, wie Sie diesem Teufelskreis wieder entkommen wollen.«

»Gehen Sie!« zischte die Golon. »Verlassen Sie mein Haus, Sinclair!« Ihr Gesicht verzerrte sich vor Wut. »Sonst…«

»Reden Sie weiter, Madame«, forderte ich sie spöttisch auf.

Sie drehte sich abrupt um. »Nein!«

Es war endgültig, und ich richtete mich danach. Ich drehte mich um und verließ den Raum. Über die Holztreppe schritt ich wieder zurück. Als ich sie hinter mir gelassen hatte, drehte ich mich noch einmal um und schaute die Stufen wieder hoch.

Sie war mir nicht gefolgt. Dafür hatte sie die Tür zu ihrem Atelier geschlossen.

Den Weg durch die Küche kannte ich. Nachdem ich den Raum durchquert hatte, blieb ich auf der Terrasse stehen und schaute über den Strand hinauf auf das Meer.

Die Wellen machten einen beruhigenden Eindruck. Sie vermittelten ein Gefühl der Ausgeglichenheit. Es war schwer vorstellbar, daß sich unter dieser Strandidylle das Grauen verbarg. Aber es lauerte im Verborgenen, sämtliche Anzeichen sprachen dafür, und ich mußte es nur noch hervorlocken.

Man hatte mich des Hauses verwiesen. Okay, daran konnte ich nichts ändern, denn ich mußte mich an die Gesetze halten.

Privateigentum ist heilig, aber ich war fest entschlossen, zurückzukehren. Das Haus und die Menschen sollten nicht ohne Schutz bleiben, dies schwor ich mir. Und ich würde auch einen Weg finden, um dem Satan ein Schnippchen zu schlagen, das stand fest.

Durch den weichen Sand schritt ich und schaute mich dabei um, denn ich suchte das Mädchen. Für mich schwebte Lisa in Gefahr. Sie wußte nicht, welch ein Spiel ihre Mutter trieb, deshalb wollte ich sie noch einmal warnen und vielleicht auch mitnehmen und in Sicherheit bringen, wenn sie es wollte.

Von Lisa entdeckte ich nichts. Wahrscheinlich hatte sie, wie fast jeder Jugendliche in ihrem Alter es tat, trotzig reagiert und sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.

Den Weg, den ich gekommen war, ging ich auch wieder zurück.

Ich würde mich in meinen Wagen setzen und abwarten, bis die Dämmerung allmählich hereinbrach. Das dauerte einige Stunden, als Polizeibeamter hat man allerdings gelernt, Geduld und nur Geduld zu zeigen.

An der Schmalseite des Hauses schritt ich entlang. Ich sah noch meine Spuren im Sand. Sie stammten von meiner Ankunft.

Das Rauschen der Wellen begleitete mich. Aus der Ferne hörte ich das harte Klatschen der Brandung gegen den Fels. Eine Geräuschkulisse, die zum Meer paßte.

Das leise Pfeifen paßte nicht dazu. Es war auch nicht der schrille Ruf eines Vogels, ein Mädchen hatte es ausgestoßen.

Lisa!

Ich sah sie in der Deckung eines Holzstapels hocken, und sie winkte mir zu. Sie trug inzwischen Turnschuhe, deren Blau sich vom hellen

Untergrund deutlich abhob.
Ich war stehengeblieben, warf noch einen schnellen Blick in die Runde, fühlte mich unbeobachtet und huschte auf das Mädchen zu.
»Ducken Sie sich!«
Das tat ich auch. »Was ist los?« fragte ich.
Sie grinste. »Meine Mutter hat Ihnen Pfeffer gegeben, wie?«
»Sie ist die Hausherrin.«
»Klar, John, klar. Aber was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Darauf können Sie sich verlassen, und ich weiß auch, daß meine Mutter im Keller gewesen ist.« Sie schaute mich bei dem letzten Satz so auffordernd an, als erwartete sie von mir die Antwort.
»Na und?«
Ihr junges Gesicht nahm einen pfiffigen Ausdruck an. »Es wäre doch interessant zu erfahren, was sich im Keller abspielt.«
»Nichts, hast du doch gesagt.«
»Das stimmt schon, John, aber ich habe da so ein komisches Gefühl, wissen Sie.« Lisa drängte sich zurück und preßte ihren Rücken gegen die Hauswand, während sie die Beine anwinkelte und ihre Arme um die Knie spannte.
»Was für ein Gefühl?«
Sie senkte ihre Stimme. »Der Keller ist ja uralt und irgendwie geheimnisvoll, aber er ist nicht so, daß man Angst vor ihm haben könnte, verstehen Sie?«
»Natürlich.«
»Dann will ich Ihnen sagen, John, daß es dort doch etwas geheimnisvolles gibt. Nämlich eine Tür, die angeblich zu einem Raum führt, der in Gefahr steht, einzustürzen. Aber daran glaube ich nicht.«
»Wieso nicht?«
»Kann ich auch nicht sagen. Hängt vielleicht mit den letzten Ereignissen zusammen.«
»Das kann sein.«
Sie fragte mich jetzt direkt, während ich nach vorn schaute und den Sandschleiern zusah, die vom Wind hochgetrieben und als lange Fahnen über den Strand geweht wurden. »Wir könnten uns den Keller gemeinsam ja mal anschauen.«
Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. Dieser Vorschlag war gut, der Keller interessierte mich. Wenn sich allerdings dort etwas Schlimmes, Grauenvolles verbarg, wollte ich lieber allein gehen und Lisa nicht in Gefahr bringen.
Das sagte ich ihr auch.
Sie lachte nur und konterte: »Ohne mich kommen Sie da nicht rein, John. Bedenken Sie, daß meine Mutter Sie hinausgeworfen hat.«
»Sie wird uns trotzdem sehen.«
»Irrtum, Mann aus London, das wird sie nicht. Es gibt noch einen

zweiten Zugang.«

»Respekt, Respekt, Lisa. Du bist wirklich nicht so ohne«, erwiderte ich.

»Ja, ich habe den Durchblick. Sollen wir gehen?« Sie traf Anstalten, aufzustehen.

»Und wo befindet sich der Eingang?«

Lisa blieb geduckt stehen. »Nur ein paar Schritte von hier entfernt«, erklärte sie.

»Okay, dann gehen wir.«

»Aber leise.« Lisa legte einen Finger auf ihre Lippen.

Ich nickte.

Das Mädchen schlich vor mir her. Wir hielten uns eng an der Hauswand, wobei ich mir tatsächlich in diesen Augenblicken wie ein Dieb vorkam. Die einfache Holztür hatte ich beim Herkommen übersehen, da sie in die Hauswand integriert worden war. Erst als Lisa vor ihr stehenblieb, fiel sie mir auf. Das Mädchen griff in die rechte Tasche ihrer Jeans und holte einen flachen Schlüssel hervor.

»Den habe ich mir eingesteckt.« Dabei grinste sie verschmitzt.

Von ihrer Mutter hörten wir nichts. Lisa steckte den Schlüssel in das Türschloß und öffnete.

Die Tür knarrte ein wenig, als sie aufgezogen wurde. Das Geräusch vernahmen nur wir.

Lisa ging vor. Auf der Schwelle drehte sie sich halb und gab mir mit der Hand ein Zeichen, mich zu ducken.

Das tat ich auch.

Ich mußte meinen Körper tiefer beugen als das Mädchen. Wir tauchten in ein Dunkel ein und sahen vor uns eine schmale Wendeltreppe, die in die Tiefe führte.

So enge Treppen hatte ich bisher nur in Holland erlebt. Die Stufen besaßen nicht einmal die Breite zweier nebeneinanderstehenden Füße. Da ich die Tür wieder zugezogen hatte und Lisa auch kein Licht machte, nahm ich die Taschenlampe. Ihr feiner Strahl zerschnitt die Finsternis, ich erkannte ein Geländer aus Holz und hielt mich daran fest. Zum Keller hin wurde die Treppe noch enger.

»Hier bin ich auch lange nicht mehr hergegangen«, flüsterte Lisa vor mir.

»Wo landen wir denn?«

Das Mädchen blieb stehen. »Hinter den Weinfässern.«

Lisa hatte recht. Durch einen Spalt im Mauerwerk mußten wir uns quetschen und standen schließlich in einer stockdunklen Nische. Ich hatte die Lampe ausgeschaltet und fühlte Lisas Hand, die über meinen Arm tastete.

»Bleiben Sie hier, John. Ich gehe vor und mache Licht.«

»Ist das nicht zu gefährlich? Man wird uns sehen können.«

»Unsinn.« Sie lachte leise. »Meine Mutter glaubt mich am Strand und sie sind längst auf dem Weg nach Hause.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher.«

Lisa ließ sich nicht beirren, löste sich von mir und verschwand im Dunkel des Kellers. Es roch feucht. Ein wenig nach Schimmel und alten Mauern. Auch Weingeruch nahm ich wahr. Vielleicht war mal eine Flasche zerbrochen.

Wenig später wurde es hell. Ich sah Lisa neben dem Schalter stehen und durchforschte auch meine unmittelbare Umgebung.

Dieser Keller enthielt in der Tat ein großes Weinlager. Die Flaschen steckten in Tonröhren, welche wiederum in die Wand hineinstachen. Dort lagerte der Wein am besten. Aber wo befand sich die andere Tür, die normalerweise verschlossen war.

Lisa deutete in die Richtung. Jetzt sah ich sie auch. Sie lag diagonal zu der nach oben führenden Steintreppe.

»Und die ist immer verschlossen?« fragte ich leise.

Das Mädchen nickte.

»Dann wollen wir mal«, sagte ich, wobei ich vorging, an der Tür stehenblieb und mir das Schloß anschaute.

Ich hatte Hoffnung, es mit meinem Spezialwerkzeug aufzubekommen. Das sagte ich Lisa und fügte hinzu:

»Was wir hier machen, ist eigentlich Einbruch!«

»Wieso? Ich erlaube es Ihnen doch.«

Ich mußte lächeln. »Das stimmt.« Nach einigen angespannten Minuten hatte ich es geschafft, mit dem Dietrich die Tür zu öffnen. Das leise Klicken verriet mir den Erfolg.

»Jetzt – können wir mal schauen!« hauchte Lisa und wollte vorgehen. Ich hielt sie an der Schulter zurück.

»Nein, erst nach mir«, sagte ich.

»Rechnen Sie…«

»Pssst!« machte ich und ging vor. Nur meine Schritte waren in der Stille zu hören. Es knirschte, wenn ich weiterging und mich in einen dunklen Raum schob.

Einen Lichtschalter suchte ich vergebens. So ließen wir die Tür offen, damit Helligkeit aus dem anderen Kellerraum fiel und wir uns umschauen konnten.

Ein seltsames Verlies. Ich hatte mit bösen Überraschungen gerechnet, wurde jedoch enttäuscht, denn in diesem Raum mit seiner niedrigen Decke stand nur eine sehr breite Staffelei.

Und die war leer!

Das heißt, kein Bild befand sich auf der grau schimmernden Leinwand. Auch nicht der erste Ansatz eines Malvorgangs. Nur vor der Staffelei entdeckten wir ein Tuch. Wahrscheinlich war einmal mit ihm die Leinwand abgedeckt worden.

»Das verstehe ich nicht!« hauchte Lisa, die neben mir stehengeblieben war. »Weshalb hat meine Mutter um diesen Raum eigentlich immer ein so großes Geheimnis gemacht?«

Genau dies fragte ich mich auch.

Lisa hob die Schultern. »Ich kann mir nur erklären, daß sie vielleicht anfangen wollte zu malen.« Sie deutete auf die kleinen Farbtöpfe und Pinseln. »Liegt ja alles bereit.«

»Da kannst du recht haben.«

Ich hörte ihr leises Lachen. »Jetzt war alles umsonst, wie?«

»Möglich.« Wegen der miserablen Lichtverhältnisse trat ich dicht an die Leinwand heran. Mit den Fingern strich ich darüber. Ich wollte sie fühlen und merkte schon sehr bald, daß dies kein Stoff oder Papier war. Die Leinwand fühlte sich seltsam weich an, gleichzeitig auch straff, so daß sie mich an die Bespannung einer Trommel erinnerte.

Aber auch die war anders.

»Was haben Sie?« fragte Lisa.

»Eigentlich nichts«, murmelte ich.

»Stört Sie die Leinwand?«

»Ja.«

»Mich nicht. Die ist normal, das kenne ich.«

Ihre Antwort brachte mich auf einen guten Gedanken. »Fühl selbst einmal nach. Vielleicht fällt dir was auf. Du bist ja routiniert, Lisa.«

»Meinen Sie das spöttisch?«

»Nein.«

Lisa tat das gleiche wie ich. Kaum hatten ihre Finger die Leinwand berührt da zuckte sie zurück. »Au, verflixt, Sie haben recht, Monsieur. Die fühlt sich anders an.«

»Wie denn?«

»Weiß ich auch nicht.« Sie schaute mich an und verzog dabei die Mundwinkel. »Wenn es nicht so komisch wäre, wurde ich sagen, wie… wie …«

»Rede schon.«

»Ja, wie Haut!«

Lisa hatte das ausgesprochen, was ich dachte. In der Tat war mir nach längerem Tasten ebenfalls der Verdacht gekommen, es hier mit einer Haut zu tun zu haben. Wenn es stimmte, war das grauenvoll.

Auch Lisa hatte der Schock getroffen. Wahrscheinlich bekam sie Angst vor ihrer Courage, denn sie war einen Schritt zurückgewichen und schüttelte sich. »Das kann ich einfach nicht glauben«, hauchte sie. »So etwas tut meine Mutter doch nicht.«

Ich schwieg zu dieser Vermutung und fragte statt dessen. »Wie sind denn die Bilder oben?«

»Das ist eine normale Leinwand.«

»Und die fühlt sich auch anders an?«

»Klar. Rauh, nicht so glatt wie hier. Man könnte meinen, die Haut wäre eingeölt worden.« Und dann sagte sie etwas, das mir einen Schauer über den Rücken trieb. »Vielleicht ist das sogar die Haut von einem Menschen!«

»Lisa!« fuhr ich sie an. »Um Himmels willen, beherrsche dich. Nein«, ich drehte mich wieder der Leinwand zu. »Hier ist einiges im…«

»John, da!«

Dir Ruf ließ mich herumfahren. Lisa stand in angespannter Haltung auf dem Fleck. Sie hatte den Arm ausgestreckt, wies auf die normale Treppe, ich schaute ebenfalls hoch, sah aber nichts.

»Da ist doch nichts«, erklärte ich lächelnd, doch sie schüttelte den Kopf.

»Ich… ich habe ihn gesehen, John!«

»War es wieder der Teufel?«

»Nein, diesmal nicht. Es war… es war.« Sie holte ein paarmal Luft. »Eine komische Gestalt in einer Kutte. Sie sah aus wie ein Mönch!«

Nach dieser Antwort wurde es still. Beide schwiegen wir. Und diese Stille wurde plötzlich von einem knackenden und gleichzeitig pfeifenden Geräusch unterbrochen.

Ich schaute hoch.

Über uns, an der Decke, schimmerte etwas Blankes.

Die Schneide einer Axt!

***

Die Absicht war klar. Man wollte uns killen!

Hätte ich eine halbe Sekunde später in die Höhe geschaut, wäre alles zu spät gewesen. So aber konnte ich noch reagieren.

Ich katapultierte mich auf Lisa zu, bekam sie zu packen, schleuderte sie zur Seite, wir beide krachten auf den Boden, und ich begrub sie unter meinem Körper.

Dann fiel das Beil!

Wieder vernahm ich das Pfeifen, und im nächsten Augenblick wuchtete hinter uns etwas zu Boden.

Ich lag längst nicht mehr still, sondern schnellte hoch und drückte Lisa zur Seite.

Sie sah ihn eher als ich und begann zu zittern. »Da, da ist er«, flüsterte sie voller Panik. »Der Mönch!«

Das Mädchen hatte recht. Nicht nur eine normale Axt war von der Decke gefallen, nein, es gab jemand, der sie festhielt.

Eben dieser Mönch.

Er hatte ebenfalls dort oben gelauert. Wie das war mir egal, mich interessierte allein seine Anwesenheit und auch sein unheimlicher Mordwille.

Ein Mensch hätte diesen Fall kaum ohne Knochenbrüche

überstanden. Nicht aber dieser Mönch, dessen Körper in einer Kutte steckte und der sich allmählich erhob.

Man konnte ihn im ersten Augenblick für einen Menschen halten, bei genauem Hinsehen jedoch zeigte das Gesicht unter seiner Kapuze einen bräunlichen Schimmer, als hätte jemand die Haut mit Erde eingerieben. Von den Augen sah ich so gut wie nichts, weil der Rand der Kapuze sie verdeckte und zudem noch der Schatten bis an die Nasenwurzel fiel.

Die Axt hatte er auch beim Sprung nicht losgelassen. Seine rechte Hand umklammerte den Stiel.

Die Absicht war klar.

Er wollte mich töten!

Ich hätte es mit der Beretta versuchen können. Wahrscheinlich wäre es auch das beste gewesen, aber da störte mich etwas. Bisher tappte ich in diesem Fall wie ein Blinder umher. Ich wußte nicht, wer mir etwas sagen sollte oder wollte. Wenn es mir gelang, den Mönch zu überwältigen, konnte ich ihn vielleicht zwingen.

Dabei hätte ich daran denken sollen, daß Lisa ihn schon zuvor gesehen hatte. Und zwar an einem anderen Ort als unter der Decke.

Einen Atemzug später fiel er dann von oben herab. Wie er dahin gekommen war, wußte niemand von uns, doch das vergaß ich leider.

Ich stellte mich also auf einen relativ normalen Kampf ein. Dabei mußte ich nur Lisa aus der Gefahrenzone bringen. Sie stand an der offenen Tür. Von ihrem Gesicht sah ich nur die obere Hälfte. Gegen Mund und Nase hatte sie beide Hände gepreßt, so unterdrückte sie den Angstschrei, der sich bestimmt aus ihrer Kehle gelöst hätte.

»Geh weg!« zischte ich ihr zu. »Raus aus dem Raum und in den anderen Keller!«

Sie verstand mich zum Glück, machte auf dem Absatz kehrt und verschwand. Als die Tür mit einem Krachen zufiel, war das gleichzeitig das Startsignal für den Angriff des Mönchs.

Er war schnell wie ein Wirbelwind, schlug auch nicht von oben nach unten zu, sondern seitlich.

Die Klinge zerschnitt die Luft, und ich hörte ein fauchendes Geräusch, das eine Todesmelodie für mich werden konnte, doch ich reagierte nicht weniger schnell.

Die Klinge war nur ein huschender, blanker Schatten, als sie an meinem Gesicht vorbeiwischte, und der Mönch in seiner langen Kutte wurde von dem eigenen Schwung nach vorn getragen, wobei die Axt fast noch in die Leinwand gehackt wäre.

Er lief in meinen Hieb.

Die gekrümmte Handkante traf genau seinen Nacken. Ich spürte einen harten, fast eisenfesten Widerstand und sprang zurück, während der Mönch zu Boden fiel.

Sofort zog ich den Dolch.

Nicht sein Herz war mein Ziel, sondern der Arm. Dieser Mönch war brandgefährlich, ein Geschöpf der Hölle, das eine schreckliche Waffe besaß, die ich ihm entreißen wollte.

In dem Augenblick drehte er sich auf den Rücken.

Er sah mich, er sah den Dolch, schaute von unten her gegen die Spitze der Klinge und bekam einen Augenblick später mit, wie sie auf ihn zuraste.

Und da verschwand er!

Im Bruchteil einer Sekunde löste er sich vor meinen Augen auf.

Der Platz, wo er gelegen hatte, war plötzlich leer, ich sah kein Ziel mehr und drehte mich noch im Sprung, um nicht den Silberdolch in den Boden zu stoßen.

Den Arm bekam ich noch weg, meine Schulter allerdings nicht mehr. Ein ziehender Schmerz jagte durch meinen Arm bis zum Handgelenk hin, als ich zu Boden krachte und mich dabei ein paarmal um meine eigene Achse drehte.

Ein höhnisches Gelächter drang aus der anderen Ecke des Verlieses. Dort sah ich die unheimliche Gestalt des Mönches. Er hatte sich nahe der Wand verkrochen. Sehr deutlich erkannte ich das helle Metall der Axt und natürlich die blanke Schnittstelle.

Damit konnte er einem Tiger mit nur einem Hieb den Kopf abhacken. Einem Menschen erst recht.

Behutsam schritt ich vor. Ich zog meine Pistole. Jetzt konnte ich keine Rücksicht mehr nehmen, auch nicht auf die Bewohner des Hauses, die den Schuß vielleicht vernahmen, aber es sollte nicht dazu kommen.

An der Wand stellte ich ein seltsames Flimmern fest, dann war der Mönch verschwunden.

Ich befand mich allein im Raum.

Ein unheimlicher, aber lebensgefährlicher Spuk hatte mich genarrt. Endlich war es mir auch gelungen, meinen Gegner zu erkennen. Zumindest einen.

Dieser Mönch gab mir zu denken.

Als ich zum erstenmal mit dem Kelch des Feuers in Berührung gekommen war, hatte ich gegen die Teufelsmönche gekämpft. Es lag Jahre zurück, der Fall hatte mich aber auch nach Frankreich geführt, in das Elsaß. Dort waren die Teufelsmönche erwacht, wobei ich den Kelch des Feuers allerdings aus Schottland hatte holen müssen. [1]

Um diesen Kelch ging es.

Lange Zeit hatte er sich in meiner Wohnung befunden. Er war mir ein Rätsel geblieben, ich wußte nicht, was ich mit ihm hatte anfangen sollen, bis ich die Wahrsagerin Tanith kennenlernte und auch ihre geheimnisvolle Kugel.

Diese Kugel, die wahrscheinlich von dem großen Seher des Mittelalters Nostradamus stammte, paßte genau in die Öffnung des Kelchs. Sie schien dafür geschaffen zu sein. Welch einen genauen Zusammenhang es zwischen den beiden so unterschiedlichen Dingen gab, war mir nicht bekannt. Das hatte Tanith noch alles her ausfinden wollen. Leider war es ihr nicht mehr gelungen, die Gegenseite schlug vorher zu.

Nun sah ich hier diese Mönche. Irgendwie hatten sie Ähnlichkeit mit den damaligen untoten Wesen, doch wie die Fäden im einzelnen zusammenliefen, war mir unbekannt. Außerdem wußte ich nicht, wo sich der Kelch und die Kugel, befand, glaubte jedoch, daß sie innerhalb dieses Hauses versteckt sein mußten.

Bestimmt wußte Fedora mehr!

Sie hatte mich, was auch ihr gutes Recht war, hinausgeworfen.

Das hatte ich akzeptiert, aber ich konnte nicht mehr akzeptieren, von einem Unhold mit einer Axt angegriffen zu werden. So etwas durfte ich einfach nicht zulassen.

Ich wollte dieser Frau einige Fragen stellen.

Vorsichtig bewegte ich mich auf die Tür zu. Ich ging schräg, so daß ich einen Großteil des Kellerverlieses im Auge behalten konnte.

Kurz bevor ich die Tür erreichte, fiel mir das Mädchen ein. Himmel, wenn ihm nur nichts passiert war.

Ich stieß die angelehnte Tür zum normalen Keller auf, sah das Licht und erkannte im nächsten Augenblick die ganze grausame Wahrheit.

Lisa Golon lag auf dem Boden.

In ihrem Kopf steckte die Axt!

***

Fedora lag mehr auf der Couch, als daß sie saß. Den Kopf hatte sie an die Lehne gedrückt, auf ihren Lippen lag ein seltsames Lächeln, und die Musik aus dem Radio klang leise und erinnerte manchmal beim Spiel der Geigen an das Rauschen des Meeres.

Fedora Golon war zufrieden.

Sehr zufrieden sogar, denn sie hatte es endlich hinter sich gebracht. Das Bild war fertig, und es war genauso geworden, wie sie es sich vorgestellt hatte.

Fünf Mönche, die um einen halbrunden Tisch tanzten. Und auf dem Tisch stand der Kelch mit der Kugel.

Bisher war Fedora Golon noch nicht darüber informiert worden, was es nun eigentlich mit der Kugel und dem Kelch auf sich hatte.

Der Unbekannte hatte ihr bisher nur geraten, nach Paris zu fahren und die Dinge zu holen. Es war leicht gewesen, die Bekanntschaft dieser Tanith zu machen. Fedora hatte sich als eine Kundin ausgegeben, und beim ersten Besuch schon das Vertrauen der Frau

gewonnen. Jedenfalls glaubte sie das. Sie hatten sogar einen zweiten Besuch vereinbart, und da war es dann geschehen. Mit Hilfe eines Schlafmittels war es Fedora gelungen, die andere zu überlisten. In aller Ruhe konnte sie die gewünschten Gegenstände an sich nehmen und verschwinden. Alles weitere interessierte sie nicht.

Nun hatte sie erfahren, daß Tanith nicht mehr lebte. Bedauerte sie dies? Nein, sie dachte darüber nach, aber seltsamerweise fühlte sie kein Gefühl dieser Art in sich aufsteigen. Der Tod dieser Frau hatte sein müssen, um Großes zu vollbringen und zu beenden.

So einfach war das.

Über ihre Lippen glitt ein Lächeln, als sie daran dachte. Auch dieser Engländer konnte ihr nicht gefährlich werden, da war sie ganz sicher. Sie hatte ihn kalt abfahren lassen, und er war wieder gegangen. In ihrem Haus war sie die Herrin.

Allerdings würde es schwer sein, ihre Handlung vor dem Rest der Familie zu verbergen. Lisa hatte schon etwas bemerkt, und Raymond, ihr Mann, lief schließlich auch nicht auf den Ohren herum, obwohl er sich nach Feierabend meist um schriftlichen Kram kümmerte, den er tagsüber nicht hatte erledigen können.

Sie bedauerte es, daß Raymond an diesem Tag nach Hause kommen wollte. Er hätte ihretwegen woanders übernachten können.

Die Mittagszeit war längst vorüber. An das Essen dachte sie auch nicht, sondern nur an die Ereignisse der Vergangenheit. Entscheidendes war geschehen, und noch Entscheidenderes würde geschehen, daran glaubte sie fest.

Es mußte ihr nur gelingen, Lisa aus dem mörderischen Spiel herauszuhalten. Fragte sich, wie sie das anstellen sollte. Ob der Mann, der nicht einmal seinen Namen genannt hatte, etwas wußte?

Sie konnte darüber keine endgültige Auskunft geben, räkelte sich wohlig und erschrak zutiefst, als sie das leise Lachen hinter sich hörte.

Er war gekommen!

Mit gemessenen Schritten durchquerte er das Zimmer, den Blick auf die halb liegende Frau gerichtet, die sich aufrichten wollte, es aber ließ, als der andere sagte: »Bleib so…«

Da ließ sie sich wieder zurücksinken.

Er trat bis dicht an die Couch, blieb stehen und schaute auf sie herab. Die Arme hatte er auf dem Rücken verschränkt, die Hände waren nicht zu sehen.

»Es ist alles in Ordnung«, erklärte Fedora.

Der Bärtige schüttelte den Kopf.

»Nein?« fragte die Malerin erstaunt, »aber er ist doch verschwunden, dieser Engländer.«

»Er ist nicht weg!«

Jetzt hielt die Frau nichts mehr in ihrer liegenden Haltung. Sie

stemmte sich hoch. Dir Gesicht bildete ein großes Fragezeichen, und sie sagte:

»Ich habe ihn hinausgeschickt und weggehen sehen.«

»Bis zu seinem Wagen?«

»Nein.«

»Siehst du, meine Liebe. Er hat sich von deiner Tochter Lisa überreden und in den Keller führen lassen, wo sich dein Bild befindet.«

»Das ist nicht wahr!«

»Doch, es stimmt. Lisa war sehr neugierig, und beide halten zusammen wie Pech und Schwefel.«

»Das muß ich sehen.« Fedora wollte die Couch verlassen, doch der andere hatte etwas dagegen.

»Nur nicht so eilig, wir werden gemeinsam überlegen, was wir tun.«

»Aber nichts gegen Lisa.«

Da hob der Mann nur die Schultern. Ansonsten enthielt er sich einer Antwort.

»Sind denn die beiden noch im Keller?« wollte die Malerin wissen.

»Ja, dort haben sie einige Überraschungen hinter sich.«

»Wieso?«

»Die Mönche«, sagte der Mann nur.

Fedora Golon ging darauf nicht ein. Sie wollte allerdings wissen, was sie unternehmen sollte.

»Du mußt in den Keller gehen«, erklärte der Mann, »und zwar jetzt!«

»Was soll ich da? Weitermalen?«

»Nein, töten!«

Für einen winzigen Augenblick zuckte es in den Augen der Frau auf. »Töten?« wiederholte sie. »Wen?«

»Einen Mörder!«

Fedora lächelte. »Ich verstehe dich nicht. Willst du damit sagen, daß sich in meinem Keller ein Mörder verbirgt?«

»Ja, das will ich.«

Fedora überlegte. Die Stirn legte sie dabei in Falten. »Moment mal«, murmelte sie. »Wenn sich im Keller ein Killer verbirgt und meine Tochter es nicht ist, dann kann es nur John Sinclair sein, dieser verdammte Engländer. Habe ich recht?«

»Genau. Und ihn sollst du töten!«

Sie lachte schrill. »Gern, wenn du es verlangst. Aber womit?«

»Hiermit«, erwiderte der Mann. Seine Hände kamen hinter dem Rücken hervor. Fedora konnte sehen, was er die ganze Zeit über festgehalten hatte.

Es war eine Axt mit blutiger Klinge…

***

Erst Tanith, jetzt das Mädchen. Fast noch ein Kind, aber darauf nahmen Dämonen und Schwarzblütler keinerlei Rücksicht, wenn es um ihre Vorteile ging. Ihre Grausamkeit war grenzenlos, und das bewiesen sie immer wieder.

Mir versagte die Stimme. Selbst meine Gedanken stockten. Ich starrte auf das abscheuliche Bild und schüttelte mich. In diesen Augenblicken überkam mich die Wut auf diese Gegner wie eine Woge. Ich sah tatsächlich rot, denn eine rote Welle wallte vor meinen Augen.

Lisa lag auf dem Rücken, als würde sie schlafen. Wenn nur nicht die verfluchte Killeraxt gewesen wäre.

Sie hatte mir helfen wollen und diesen Vorsatz mit dem Leben bezahlen müssen. Natürlich machte ich mir Vorwürfe. Ich hätte diesen Mönch nicht schonen dürfen, sondern ihm das geben müssen, was er verdient hatte. Den endgültigen Tod.

Ich wußte nicht, wie lange ich vor der Leiche gestanden hatte, Zeit war für mich bedeutungslos geworden. Irgendwann einmal bückte ich mich und hob das tote Mädchen an.

Ich konnte es nicht hier im Keller liegen lassen, sondern mußte es hoch zu seiner Mutter bringen.

Diese Fedora Golon sollte sehen, was sie da angerichtet hatte. Irgendwie glaubte ich bei ihr an eine Mitschuld. Die Frau hatte den gefährlichen Kreislauf überhaupt erst in Bewegung gesetzt, sie bildete den Schlüssel zu all diesen Rätseln.

Wieder einmal fiel mir auf, wie leicht manchmal gerade Frauen auch von dämonischen Wesen zu bannen waren. Da brauchte ich nicht nur die Hexen wie Wikka oder Jane Collins als Beispiel zu nehmen, in diesem Hause erlebte ich es abermals.

Lisa war leicht.

Sie lag auf meinen ausgebreiteten Armen. Zur rechten Seite hingen die Beine herab. Ihr Hinterkopf stützte sich in meine Ellbogenbeuge. Ich wagte nicht, in ihr Gesicht zu schauen, sondern blickte stur geradeaus, direkt zur Treppe hin.

Ich hoffte, daß Fedora ihr Haus noch nicht verlassen hatte und war gespannt auf ihre Reaktion.

Meine Schritte scheuerten über die abgetretenen Steinstufen. Unbewegt war mein Gesicht. Eine Maske hätte nicht weniger Leben zeigen können. In meinen Augen brannte es. Ich selbst fühlte in diesen Momenten nichts, nur diese unheimliche Leere, die mich des öfteren überkommt, wenn ich dem Tod gegenüberstehe.

Es waren nicht sehr viele Stufen, die ich hochzugehen hatte. Etwa zehn.

Ungefähr die Hälfte lag schon hinter mir, und mein Blick war bereits auf die Kellertür fixiert, als ich hinter ihr Schritte vernahm. Im nächsten Augenblick wurde die Tür heftig aufgerissen, ein helles

Rechteck entstand, und in dessen Mitte sah ich sie.

Fedora Golon!

Wie eine Rächerin stand sie dort. In der rechten Hand hielt sie eine Axt mit blutiger Klinge.

Sie starrte mich an.

Ich schaute ihr über den Körper ihrer toten Tochter hinweg entgegen, wollte etwas sagen, aber meine Stimme versagte.

Dafür öffnete sie den Mund.

Im nächsten Augenblick drang ein gellender Ruf aus ihrer Kehle, der schaurig durch den Keller schallte.

»Mörder!!!!« hallte es mir entgegen. Und wieder. »Mörder!!!«

Dann hob sie den rechten Arm.

Innerhalb einer Sekunde schwebte ich in Lebensgefahr. Sie wollte die Waffe schleudern, ich kam auf der engen Treppe nicht schnell genug weg, zudem behinderte mich die Tote. Ich suchte noch nach einem Ausweg, als Fedora die Axt losließ.

Sie wirbelte auf mich zu.

Diesmal konnte ich nicht ausweichen, und die Waffe traf mich…

***

Raymond Golon war zufrieden. Das zeigte sich auch an seinem Lächeln, das auf seinen Lippen lag. Er hatte an diesem Tag gute Geschäfte gemacht, und das war in einer Rezession gar nicht mal so einfach. Er hatte Glück gehabt und ein großes Baugelände vermitteln können.

Nach einem guten Mittagessen war alles erledigt, und er konnte wieder nach Hause fahren. Dort wollte er die Konditionen noch schriftlich niederlegen und einen Bericht schreiben.

Leider kam er durch keine größere Stadt. Dann hätte er seiner Frau und der Tochter noch etwas mitgebracht, so nahm er sich vor, die beiden in den nächsten Tagen einzuladen und groß mit ihnen auszugehen. Besonders wegen Fedora. So sehr sie zu Beginn die Einsamkeit geliebt hatte, so stark fiel sie ihr an manchen Tagen auf die Nerven, und da mußte sie einfach mal raus. Wie vor kurzem die Reise nach Paris. Sie hatte mehr einer Flucht entsprochen.

Raymond Golon hatte das Autoradio laut gestellt und pfiff die gängigen Schlagermelodien mit. Seine Laune besserte sich von Minute zu Minute. Die Spannung der Verhandlungsstunden bröckelte ab, er fühlte sich frei und wohl wie selten, und er freute sich auf sein Zuhause.

Längst fuhr er durch die Einsamkeit. Entspannt hockte er hinter dem Lenkrad. In dieser Gegend verirrten sich kaum Menschen.

Wenn sie einmal kamen, war es im wahrsten Sinne des Wortes auch ein Verirren.

Der Mann befand sich im besten Alter, wie er immer sagte. Vor drei Wochen war er 40 Jahre geworden. Sein Haar besaß einen ersten Grauschimmer, der in der blonden Mähne jedoch kaum auffiel. Man mußte schon sehr genau schauen, um die Streifen zu erkennen. Das Gesicht war braungebrannt.

Raymond wirkte auf andere wie ein älterer Hippie. Er trug die Haare ziemlich lang, aber er war nicht unsympathisch und hatte irgendwie ein gewinnendes Wesen, wie es gute Verkäufer eben brauchen.

Die Wege waren schmal. Er sah bereits die langen Dünen, und seine Laune stieg weiter. Wenn sie in seinem Blickfeld erschienen, war das für ihn ein Zeichen, nicht mehr weit von seinem Haus entfernt zu sein.

Höchstens noch eine Viertelstunde Fahrt, dann hatte er die Sache hinter sich.

Raymond wollte in einer Tour durchfahren. Diesen Vorsatz strich er, als er plötzlich den dunklen R 5 sah, der genau dort parkte, wo der Weg abzweigte und zu seinem Haus führte.

Auch Golon stoppte.

Jetzt gab es zwei Möglichkeiten. Daß es wieder Leute waren, die sich verfahren oder verlaufen hatten oder welche, die sich die kleine Bucht als Badeplatz ausgesucht hatten, was die Golons nicht zuließen. Sie hatten das Gelände gekauft und wollten ihre Ruhe haben. Fremde sollten sie nicht stören.

An einen Besuch dachte er nicht. Wer von den Freunden und Bekannten zu ihnen kam, der fuhr direkt bis ans Haus und stellte dort seinen Wagen ab.

Beruhigt war der Mann zwar nicht, dennoch fuhr er schneller und erreichte wenig später den Weg, den er selbst angelegt hatte. Der große Peugeot schaffte auch diese Strecke, und als Raymond Golon freie Sicht auf den Strand bekam, wunderte er sich, daß er keinen Menschen sah.

Sollte der Fahrer des Renault überhaupt kein Interesse daran gezeigt haben, hier zu baden. Weshalb war er dann gekommen?

Möglicherweise waren es auch mehrere Personen. Jedenfalls keimte so etwas wie Mißtrauen in dem Mann hoch.

Er nahm seine Tasche, legte den leichten Mantel über den Arm und schlug die Wagentür zu.

Der Wind brachte den feinen Sand mit, der gegen seinen hellen Anzug geweht wurde. Es kümmerte Raymond nicht. Das war er längst gewöhnt. Auch als er einen anderen Blickwinkel bekommen hatte, erkannte er, daß sich niemand am Strand aufhielt.

Wie leergefegt wirkte er.

Golon hob die Schultern, steuerte die Terrasse an, betrat sie und sah die breite Tür offen. Nicht auf normalem Wege ging er ins Haus, sondern durch die Küche, wo noch ein schwacher Fischgeruch in der

Luft hing.

Golon sah einen Topf auf dem Herd stehen, hob den Deckel an und schaute hinein.

Die Fischsuppe zeigte auf ihrer Oberfläche bereits eine dicke Schicht aus kaltem Fett. Gegessen hatten seine Frau und seine Tochter also auch noch nicht.

Das kam ihm alles sehr seltsam vor. Mit wenigen Schritten hatte er das Wohnzimmer erreicht, legte dort seine Tasche sowie den Mantel ab, aber er fand auch hier von seiner Familie keine Spur.

Etwas seltsam wurde ihm zumute. Besonders deshalb, weil er den fremden Wagen gesehen hatte.

»Fedora!« Laut rief er den Namen seiner Frau. Er bekam keine Antwort, auch dann nicht, als er nach seiner Tochter rief.

Da das Haus ziemlich offen gebaut war, mußte seine Stimme auch oben im Atelier zu hören gewesen sein, falls seine Frau sich in dem Raum aufhielt und malte.

Nichts geschah. Nach weiterem zweimaligen Rufen war er es leid und schaute selbst nach. Federnd lief er die Treppe hoch, öffnete die Tür zum Atelier, sah die zahlreichen Bilder, aber keine Spur von Fedora. Sie schien sich in Luft aufgelöst zu haben.

Raymond Golon schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht«, murmelte er, »wo kann sie nur stecken?« Er überlegte, wo er noch überall nachschauen konnte, und kam auf den Keller. »Vielleicht befand sie sich dort und hatte etwas zu erledigen.«

Raymond lief die Treppe wieder hinunter. Er konnte ins Wohnzimmer schauen, sah dort eine Bewegung, ging schnell in den Raum und wollte etwas sagen, als ihm das Wort in der Kehle steckenblieb.

Neben der Couch stand ein Mann. Ein Fremder!

Raymond blieb stehen, als wäre er gegen ein Hindernis geprallt.

Er dachte sofort an den Wagen. Der Fremde war wahrscheinlich mit ihm gekommen und trieb sich nun in seinem Haus herum. Die sonst so verbindlichen Gesichtszüge des Maklers vereisten allmählich, als er den Bärtigen anschaute. Die Musterung dauerte nur Sekunden, dann fragte Golon: »Wer Sind Sie, und was machen Sie allein in meinem Haus?«

Der Bärtige lächelte. »Sie kennen mich nicht?«

»Nein.«

»Und Ihre Frau hat Ihnen auch nie von mir erzählt?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Nun, Sie haben recht, wenn Sie von Ihrem Haus sprechen. Es gehört Ihnen. Sie haben es gebaut, aber Sie haben etwas dabei vergessen, Monsieur Golon.«

»Und was?«

»Daß Sie das Haus teilen müssen.«

Raymond begann spöttisch zu lächeln. »Wollen Sie mich auf den Arm nehmen, Monsieur? Ich brauche das Haus nicht zu teilen, weil es, wie Sie sagten, mir gehört.«

»Sie müssen sich leider damit abfinden.«

»Reden Sie hier keinen Mist!« Raymond wurde allmählich sauer.

»Wer sind Sie?«

»Nennen Sie mich René.«

»Gut René, also. Und weiter? Was wollen Sie hier?«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich zumindest als Teil zu Ihrer Familie gehöre. Ich kenne sie sehr gut, vor allen Dingen kenne ich Ihre Frau, Monsieur.«

»Was hat Fedora damit zu tun?«

Der Bärtige schüttelte den Kopf. »Seltsam, seltsam«, murmelte er, »daß Ihnen die gute Fedora nie von mir erzählt hat. Ja, Monsieur, Sie sind oft auf Reisen, man darf seine Gattin nie zu lange allein lassen. Sie verstehen, nicht wahr?«

Allmählich begann der Mann zu begreifen. Das Blut verschwand aus seinem Gesicht. Die Haut wurde fahl. Er verstand sehr wohl, daß er diesen René als Liebhaber seiner Frau ansehen sollte. Diesmal war er zufällig früher nach Hause gekommen und hatte den Mann überrascht. Das war eine Szene wie aus einem blöden Witz. Der gehörnte Ehemann steht plötzlich seinem Widerpart gegenüber.

Fast nicht zu glauben…

Er mußte sich räuspern. Die Sicherheit des anderen machte ihn nervös. Sein klares Denken wurde in den Hintergrund gedrängt, dennoch dachte er an seine Tochter.

Sie war meist im Haus. Wenn Lisa anwesend war, konnte Fedora doch keinen Liebhaber empfangen.

Aber Lisa mußte auch zur Schule…

»Ich will mit meiner Frau reden!« verlangte Raymond. »wo steckt sie?«

»Im Haus!«

Golon wandte sich ab. »Dann gehe ich zu ihr!«

»Nein, warten Sie!« Die Stimme hatte einen befehlenden Klang angenommen, und Golon wunderte sich, daß er ihr sogar gehorchte.

Der Bärtige lächelte. »Es wäre nicht gut für Sie, wenn Sie jetzt Ärger machen und durchdrehen. Ihre Frau befindet sich momentan, sagen wir, in einer Streßlage.«

»Das ist mir egal.«

»Seien Sie kein Narr. Es würde auch Lisa nicht bekommen!«

Raymond zuckte zusammen. »Lisa?« flüsterte er. »Was hat sie damit zu tun? Kennen Sie meine Tochter auch?«

»Das bleibt nicht aus.« Der andere lächelte.

Raymond starrte ihn an. Allmählich stieg die Wut in ihm hoch.

Die Sicherheit des anderen machte ihn wahnsinnig. Der Kerl benahm sich, als würde *ihm* das Haus gehören. Golon kam sich vor wie ein dummer Junge.

»Sind Sie eigentlich verrückt?« flüsterte er. »Das ist mein Haus. Da kann ich tun und lassen, was ich will!« Dann überkam ihn die Wut. Mit zwei Schritten überbrückte er die Distanz zu seinem Nebenbuhler, bekam ihn zu packen und wollte ihm die Faust ins Gesicht schmettern.

Der andere tat nichts. Er blieb einfach stehen, lächelte nur, und das machte Raymond noch wütender.

Er stoppte den Schlag nicht.

Dafür wurde er gestoppt.

Bevor die Faust den anderen berühren konnte, bekam er einen Schlag, der ihn von innen her regelrecht aufwühlte. Sein Blut schien zu einer kochenden Masse geworden zu sein und dabei wie zahlreiche Pfeile in seinen Kopf zu spritzen, wobei eine nie erlebte Wucht ihn nach hinten schleuderte.

Golon wollte sich noch fangen. Es gelang ihm nicht. Er hob vom Boden ab und krachte auf die Couch, deren Sitzfläche sich unter seinem Gewicht zusammendrückte.

Die Beine schleuderten noch hoch, fast wäre die schwere Couch durch den plötzlichen Druck nach hinten gekippt, aber Golon konnte sich gerade noch halten.

Aufgeben wollte er nicht. Dieser Typ hatte nur einen Überraschungsangriff gestartet, beim nächsten mal war Raymond besser vorbereitet, das nahm er sich vor.

Er versuchte hochzuschnellen.

Raymond schaffte es nicht.

Da war plötzlich eine unheimliche Kraft, die ihn in den Sessel zurückdrückte und die ferner dafür sorgte, daß er keinen Finger rühren konnte.

Er blieb sitzen.

Steif, unbeweglich, gelähmt!

Dennoch nahm er wahr, was um ihn herum vorging. Er erkannte seinen Gegner, und er sah auch das Lächeln dieses Mannes, das er mit dem Begriff teuflisch umschrieb.

Ja, es war ein satanisches, diabolisches Lächeln, das die Lippen des anderen spaltete, und die Augen des Raymond Golon wurden groß, als er erkannte, was mit ihm geschah.

Aus seinen Händen quoll Blut!

Die Handflächen schienen sich geöffnet zu haben. Wie aus kleinen Brunnen sprudelte der rote Lebenssaft und bildete in seinen leicht gekrümmten Flächen winzige Teiche.

René aber stand da und lächelte. Er bewies dem anderen, welch eine

Kraft in ihm steckte, und er zeigte plötzlich sein wahres Gesicht.

Raymond Golon sah, wie sich der Mann veränderte. Zuerst hüllte ihn ein dünner Schleier ein, der ihn wie ein durchsichtiger Wattebausch umtanzte.

Hinter dem Schleier geschah die Veränderung. Die Augen wurden zu glühenden Kohlestücken, das Gesicht nahm eine andere Form an. Zu einer gewissen Breite veränderte sich die Stirn, aus ihr wuchsen eine dreieckige Form, wobei es zum Kinn hin spitz zulief.

Der Mund wurde zu einem ebenfalls in die Breite gezogenen Rechteck. Seltsam stinkende Dämpfe drangen aus ihm hervor, und die Hände des Mannes verwandelten sich zu dunklen Raubtierklauen.

Raymond erlebte dies alles mit, als befände er sich in einem unheimlichen Alptraum.

Aber das Blut war echt, die Gestalt auch.

Dann war die Verwandlung abgeschlossen. Für einen Moment blieb dieser René noch stehen, dann setzte er sich in Bewegung.

Und er hinkte dabei, als wäre ein Bein kürzer als das andere.

Ein schrecklicher Verdacht keimte in Raymond Golon hoch. Ein irrsinniger, verrückter Verdacht, den er kaum auszusprechen wagte, es aber dennoch versuchte.

Und er wunderte sich darüber, daß ihm die Worte normal über die Lippen kamen, obwohl er weiterhin dieser unheimlichen unerklärlichen Starre verfallen war.

»Wer bist du?«

Der andere blieb stehen. Seine Stimme klang rauh, als er die Antwort gab. »Ich bin der Teufel, Raymond Golon. Der Satan, und ich bin schon lange Gast in deinem Haus. Auch deine Frau konnte mir nicht widerstehen. Sie hat sich mit mir eingelassen…«

***

Das den Worten folgende schallende Gelächter hörte Golon kaum.

Mit dem Teufel hatte sich Fedora eingelassen. Sie war von dem Höllenfürsten verführt worden.

Das konnte nicht sein, das…

Er brauchte die Gestalt nur anzusehen, um zu wissen, daß es stimmte. Vor ihm stand der Satan, und seine Frau war dem Höllenfürsten hörig.

Buhlen mit dem Teufel!

Da fielen ihm die alten Hexengeschichten ein, die er einmal gelesen hatte.

Der Satan lachte diesmal leise. Er schien die Gedanken des Mannes genau zu kennen, als er sagte: »Sie konnte gar nicht anders. Satan ist eben unwiderstehlich. Wenn ich will, schaffe ich alles. Das beste Beispiel ist deine Frau. Sie war von mir hingerissen, fasziniert. Sie

wollte mich immer wieder…«

»Hör auf, verdammt!« brüllte Raymond und wunderte sich, daß seine Stimme noch diese Kraft besaß. »Ich will es nicht mehr hören. Ich…« Er stoppte seinen Redefluß und starrte auf seine beiden Handflächen, wo das Blut verschwunden war.

Spuk, Teufelswerk – genau das war es. Wie sollte es auch anders sein, wenn der Satan vor ihm stand?

Raymond war fertig. Er schluchzte auf. Trotz seiner schlechten Lage dachte er an Fedora. Wenn sie wirklich in die Klauen des Höllenfürsten geraten war, konnte er ihr nicht einmal einen Vorwurf machen, denn der Teufel besaß die Gabe, die Menschen zu beherrschen. Das hatte er schon immer gekonnt, und es würde auch immer so bleiben.

Leider siegte das Böse oft genug…

»Ich will sie sehen«, ächzte Raymond. »Ich will zu meiner Frau!«

Er selbst wollte sich von der Couch drücken, dagegen hatte der Satan etwas. Nach wie vor hielt er seinen Bann aufrecht, so daß sich Raymond nicht bewegen konnte.

»Deine Frau willst du sehen?« höhnte der Höllenfürst. »Nein, mein Lieber. Sie bekommst du nicht mehr. Fedora gehört jetzt mir. Sie hat mir bewiesen, daß Sie an meiner Seite steht, denn sie hat genau die Befehle ausgeführt, die ich ihr eingegeben habe. Sie ist für mich nach Paris gefahren und hat dort meinen Auftrag ausgeführt. Sie malte ein Bild nach meinen Vorstellungen, sie wollte mir gehören, und sie gehört mir auch, Raymond. Du wirst nie mehr über sie bestimmen, denn was ich einmal besitze, gebe ich nicht wieder her. Aber ich habe auch gesehen, daß du nicht auf meiner Seite stehst. Ebenso wie deine Tochter…«

»Lisa?«

»Ja«, erwiderte der Teufel. »Lisa…«

»Was hast du mit ihr gemacht?« schrie Raymond. »Los, gib Antwort! Ich will es wissen.«

»Ich selbst habe nichts mit ihr gemacht, das kann ich dir versichern. Für diese Dinge habe ich Helfer. Sie werden gleich kommen und sich deiner annehmen. Freue dich darauf, damit du auch die kennenlernst, die bei dir gewohnt haben.«

»Wer hat bei mir gewohnt?«

»Die fünf Mönche!«

Raymond Golon riß Mund und Augen auf. Er begriff nicht. Fünf Mönche sollten bei ihm gewohnt haben? Nie, die hätte er sehen müssen. Seine Familie und er hatten das Haus allein bewohnt. Die Mönche konnten nicht dagewesen sein!

Dennoch – welchen Grund sollte der Satan gehabt haben, ihn anzulügen? Keinen! Also mußte es auf eine gewisse Art und Weise

stimmen. Die Mönche waren vorhanden!

»Ich werde sie dir zeigen«, erklärte der Satan, »Und sie werden genau das tun, was ich will. Deine Frau hat sie gemalt, und ihre Seelen sind in die Körper zurückgekehrt. Aus den gemalten Figuren wurden lebende Wesen. Schau dich um!«

Kaum hatte der Satan die Worte ausgesprochen, als der Bann von Raymond Golon wich. Er konnte sich endlich wieder bewegen, und er nutzte die Chance.

Wie vom Katapult gezogen, sprang er in die Höhe, blieb neben der Couch stehen und drehte den Kopf.

Aus der Ecke drang das Grauen!

Der Satan hatte von fünf Mönchen gesprochen. Und fünf dieser schrecklichen, unheimlichen Gestalten waren es, die ihre Plätze verließen. Sie schienen aus dem Nichts gekommen zu sein und verbreiteten eine Aura der Angst, die auch den Mann erfaßte.

Zudem hatte er das Gefühl, daß es dunkler geworden war. Ein seltsam graues Licht schien über dem Raum zu liegen und aus dem Boden zu steigen. Es hüllte die Mönche zwar ein, ließ ihre Konturen dennoch scharf hervorstechen.

Fünf unheimliche, mordgierige Gestalten hatten Raymond Golon eingekreist. In ihren Händen, über die sich eine braune straffe Haut spannte, hielten sie die Waffen.

Es waren Äxte!

Da die unheimlichen Gestalten die Arme angewinkelt und dabei leicht erhoben hatten, zeigten die Vorderkanten der fünf Schneiden direkt auf Raymond Golon.

Jede Axt konnte ihn töten.

Dieses Wissen peitschte die Angst noch weiter in ihm hoch. Er stand in seinem Zimmer und schaute in die Runde. Die Mönche sahen alle gleich aus. Maskenhaft starre Gesichter, düstere Augen, offene Mundhöhlen, aus denen nicht ein Laut drang, und jeder Mönch trug eine graue Kutte, die fast bis auf den Boden reichte.

Die Kapuzen hatten sie über ihre Köpfe gestreift. Dabei fielen die Ränder so weit in die Stirnen, daß sie einen Teil der Augen völlig verdeckten.

Synchron schritten die unheimlichen Spukgestalten auf ihr Opfer zu. Die Distanz blieb immer gleich, und auf einen zischenden Befehl des Satans hin stoppten sie plötzlich.

Sie hatten einen Kreis um ihr Opfer gebildet und streckten ihre freien Arme aus.

Ihre Hände fanden sich. Da griffen Finger mit dünner Haut ineinander, verhakten sich und bildeten regelrechte Klammern, die nur von den Mönchen selbst zu lösen waren.

Bisher hatte Raymond noch keinen Laut vernommen. Das änderte

sich in den nächsten Sekunden, als die Mönche den Befehl bekamen, mit ihrem Tanz zu beginnen.

Der Teufel hatte ihn ausgestoßen, und er schrie ihnen dabei die Worte entgegen.

Die Mönche tanzten!

Zunächst bewegten sie nur ihre Arme, wobei sich die Hände nicht voneinander lösten. Es war ein Auf- und Niederschwingen, als würden sie sich im Takt einer nur für sie hörbaren Musik bewegen.

Aus ihren Mäulern drang dabei kein Laut, die Mönche behielten während des Tanzes eine gespenstisch anmutende Stummheit bei.

Nach einigen Sekunden bewegten sie auch ihre Körper. Die ausgemergelten Gestalten gerieten in Schwingungen, der Stoff der Kutten wurde ebenfalls in die Höhe geweht, fiel wieder zurück, wobei die Kordeln in der Körpermitte wie Lassos schwangen.

Kein Laut entstand, als die Mönche ihren geisterhaften Reigen fortsetzten.

Sie schienen den Boden überhaupt nicht zu berühren. Ihre häßlichen Gesichter in den Öffnungen der Kutten blieben völlig ausdruckslos, und Raymond Golon spürte nur den Luftzug über sein Gesicht streichen, den die Kutten verursachten.

Der Tanz wurde immer wilder.

Schon bald gingen die Gestalten der Mönche ineinander über. Sie verschmolzen, so daß Raymond nur noch Schattenwesen erkannte, die ihn umkreisten.

Und hinter ihnen stand der Teufel in all seiner häßlichen Pracht.

Sein dreieckiges Gesicht war zu einem Grinsen verzerrt. Es fehlte nur noch ein Taktstock in seiner schwarzen Klaue, dann wäre er ein höllischer Dirigent gewesen.

In diesen Augenblicken konnte der Satan wieder einmal über die Menschen triumphieren.

Er hatte es geschafft und ihnen den Stempel aufgedrückt. Er begann zu klatschen.

Es hörte sich seltsam dumpf an, wenn die Klauen gegeneinanderschlugen. Irgendwie schmatzend, als würden beide Handflächen im nächsten Moment klebenbleiben.

Ein Irrtum. Der Teufel klatschte weiter. Er steigerte den Rhythmus. In immer kürzeren Abständen hieb er die Flächen seiner Pranken gegeneinander. Die Mönche gehorchten diesem vorgegebenen Takt. Dir Tanz wurde noch hektischer, zu einem rasenden, lautlosen und erschreckenden Wirbel, der Raymond Golon fast um den Verstand brachte.

Das begriff er nicht, das konnte er nicht fassen. Er erlebte hier eine wahre Hölle, wobei er sich als Mittelpunkt empfand. Er konnte auch die einzelnen Mönche nicht mehr auseinanderhalten. Die Körper

bildeten inzwischen eine Einheit, waren zu einer Schlange geworden, die einen Kreis gezogen hatte und zusammengewachsen war.

Furchtbar…

Und der Tanz ging weiter.

Noch schneller, noch wilder…

Dabei ließ keiner der teuflischen Mönche seine Waffe los. Nach wie vor zeigten die Schneiden der Äxte auf den sich in der Mitte des Reigens befindlichen Menschen.

Raymond Golon erlebte einen Horror ohnegleichen. Und er kam nicht dagegen an. Dieser um ihn herum stattfindende Wirbel machte ihn verrückt. Er glaubte, selbst in den gefährlichen Sog gerissen zu werden, und fühlte sich sehr seltsam und leicht.

Der furiose Wirbel steigerte sich weiter.

Für ihn war es der reinste Horror. So etwas hatte er noch nie erlebt. Raymond streckte die Arme aus, er suchte nach einer Lücke, es war ein verzweifeltes Bemühen, denn als er einen heftigen Schmerz an der rechten Hand spürte, da war ihm klar, daß er einer der Äxte zu nahe gekommen war.

Sofort zog er sich zurück.

Und die Mönche tanzten weiter.

Sie zogen den Kreis enger. Manchmal, wenn ihre Bewegungen besonders wild wurden, dann schwangen die Kutten und deren Gürtel so hoch, daß sie Raymond streiften.

»Jetzt!«

Es war ein Brüllen, das der Satan ausstieß. Raymond hatte Mühe, das Wort zu verstehen, doch als ihm aufging, was der Satan damit gemeint haben könnte, war es bereits zu spät.

Die Mönche griffen an.

Alle fünf stürzten sich auf ihn.

Sie ließen sich dabei nicht einmal los. Während Raymond Golon auf die Couch zurückfiel, hoben die Mönche ihre Arme mit den Waffen. Raymond sah über sich den Tod schweben und blitzen. Er wußte, daß die letzten Sekunden seines Lebens angebrochen waren.

Er hatte sich nicht geirrt.

Gleichzeitig jagten fünf Äxte nach unten, wurden für ihn zu riesengroßen Waffen, und im nächsten Augenblick versank die Welt in einem blutroten Nebel…

Der Teufel hatte sein Ziel wieder einmal erreicht. Jetzt gehörte ihm und den Mönchen alles!

***

Es waren Sekunden in meinem Leben, die man mit dem Begriff schrecklich umschreiben konnte.

Ich wußte, daß ich der Axt nicht mehr ausweichen konnte, trotzdem

versuchte ich es. Irgendwie bekam ich den Kopf zur Seite, dann schleuderte mich der Schlag zurück.

Daß dabei das tote Mädchen aus meinen Armen rutschte, merkte ich nicht. Auch nicht, daß ich mein Gleichgewicht verlor, die Stufen wieder nach unten segelte und zu Boden schlug.

Der Treffer hatte mich regelrecht paralysiert – aber nicht getötet!

Wenn jemand zum erstenmal in seinem Leben eine Axt schleuderte, also nicht geübt darin ist, kann es durchaus sein, daß er nicht mit der Schneide trifft, wie er es eigentlich wollte, sondern mit dem Stiel. Da standen die Chancen etwa 50 zu 50.

Ich hatte nun mal das Glück gehabt, daß die Axt mich nicht mit der Schneide erwischte.

Trotzdem reichte der Treffer.

Auf den Rücken hatte er mich geschleudert. Ich lag da mit ausgestreckten Armen und Beinen. In meinem Schädel tobten die Schmerzen, der Magen wollte rebellieren, und so sehr ich mich bemühte, ich kam einfach nicht hoch.

Sehen konnte ich allerdings.

Und ich schaute nach vorn.

Die Treppe lag genau in meinem Sichtfeld. Bisher hatte sich Fedora nicht bewegt. Auf der von mir aus gesehen zweitobersten Stufe stand sie wie ein Denkmal und schaute auf mich hinab.

In ihrem Gesicht rührte sich nichts. Licht fiel auf die Hautfläche und gab ihr einen seltsam bleichen Schimmer. Das dunkle Haar kam mir im Gegensatz dazu vor wie ein unten offener schwarzer Kranz.

Hielt sie mich für tot?

Nein, das konnte sie einfach nicht. Und sie bewies auch in den nächsten Augenblicken, daß sie die Lage genau richtig einschätzte.

Sie setzte sich in Bewegung.

»Mörder!« sprach sie mich dabei an. »Verfluchter Mörder! Was du mir und meiner Tochter angetan hast, werde ich dir zurückzahlen. Du wirst unter meinen Händen sterben, das allein habe ich mir vorgenommen, und davor weiche ich auch nicht zurück!«

Während dieser Worte ging sie Stufe für Stufe die Treppe hinab.

Ich wollte etwas erwidern, ihr klarmachen, daß alles nicht stimmte, daß nicht ich der Mörder ihrer Tochter war, sondern ein anderer, aber ich schaffte es nicht.

Zwar bewegte ich meinen Mund. Einen Laut oder nur ein Wort drang nicht daraus hervor.

Ich blieb stumm.

Sie ging weiter.

Wie eine finstere Rachegöttin schritt die Malerin Fedora die Treppe hinab. Manchmal raschelte das lange Kleid, wenn sie sich etwas hastiger bewegte. Ich sah sehr deutlich, wie sich bei jedem Schritt die

Knie unter dem Stoff abzeichneten.

Noch konnte ich nichts tun.

Es war schwer für mich, überhaupt einen Weg zu finden. Ich mußte mich auf zwei Dinge konzentrieren.

Zunächst auf Fedora, dann auf mich selbst, denn ich wollte den Zustand der Lethargie endlich überwinden. Wenn ich noch länger bewegungslos liegenblieb, war ich dieser Frau hilflos ausgeliefert.

Noch drei Stufen.

Auf der drittletzten blieb sie für einen Moment stehen und drehte den Kopf nach rechts.

Ich wußte nicht genau, was sie suchte, aber ich schielte in diese Richtung.

Dann sah ich es.

Fedoras Blick war haargenau auf die am Boden liegende von ihr geworfene Axt gerichtet.

Damit wollte sie es ein zweites Mal versuchen, wobei alle Voraussetzungen auf ihrer Seite lagen.

Huschte nicht ein kurzes, zuckendes und wissendes Lächeln um ihre Mundwinkel?

Ja, ich hatte mich nicht geirrt. Sie lächelte. Es war der Ausdruck des Triumphes und gleichzeitiger Vorfreude.

Vorfreude auf einen Mord!

Ein Ruck ging durch ihre Gestalt, als sie die zweitletzte Stufe betrat, diese hinter sich ließ und ihren Fuß auf die letzte setzte. Mit dem nächsten Schritt erreichte sie bereits den Kellerboden.

Jetzt hatte sie es nicht mehr weit bis zu mir!

Fedora drehte ab. Sie mußte dies tun, um das Mörderbeil zu erreichen. Dabei ließ sie sich Zeit. Diesmal überstürzte sie nichts, sie wollte sichergehen.

Ich versuchte inzwischen verzweifelt, meine Energie wieder zurückzugewinnen. Schon oft hatte ich Schläge einstecken müssen.

Man hatte es mir verdammt nicht leicht gemacht, so daß ich mich schon in einer Art Training befand, was gewisse Niederschläge anging. Aber dieser Treffer mußte etwas in meinem Körper lahmgelegt haben, das sämtliche Reaktionen für eine Weile einfror.

Sicher, nach einer gewissen Zeit war alles normal, für mich würde es zu spät sein. Dann hatte mir die Malerin in ihrem Haß längst den Schädel gespalten.

Verdammt, wie sollte das enden?

Ein kratzendes Geräusch vernahm ich. Es drang durch den Schleier aus Schmerzen in meinem Kopf und war entstanden, als Fedora Golon die Axt aufgehoben hatte. Dabei war die Klinge über den Steinboden gefahren, deshalb das Geräusch.

Ich schielte wieder zur Seite. Mein Blickwinkel war nicht besonders,

da ich mit dem Hinterkopf den Boden berührte. Ich mußte die Augen sehr verdrehen, wenn ich mehr sehen wollte.

Fedora wandte mir die Seite zu. Sie wirkte wie ein Dreieck in ihrer Hocke, und aus diesem stach die Hand hervor, deren Finger sich um den Stiel der Axt geklammert hatten.

Als sie die Waffe zu sich heranzog, stand sie auch gleichzeitig auf.

Das genoß sie, denn sie schraubte sich nur allmählich in die Höhe und drehte sich ebenso langsam um.

Von der Seite her starrte sie auf mich.

Ich hielt ihrem Blick stand.

Sekunden verstrichen. Unsere Blicke schienen sich ineinander festzusaugen, bis sich Fedora regte und den Mund öffnete. Nur ein Wort drang dabei über ihre blassen Lippen.

»Mörder!«

Es traf mich hart. Sie hatte mich einen Mörder genannt, obwohl ich unschuldig war. Verdammt, wie konnte ich diese Frau nur davon überzeugen, daß sie sich im Unrecht befand?

Endlich konnte ich einen Laut ausstoßen. Mehr war es allerdings auch nicht.

Nur ein Krächzen, das aus meinem Mund drang…

Danach vereiste das Gesicht der Frau. Es war erschreckend für mich anzusehen, wie es innerhalb von Sekunden regelrecht alterte.

Die Haut wurde grau, gleichzeitig straff, und sie warf zudem noch Falten, die einen Kranz um ihre Augen bildeten.

Fedora hatte sich entschlossen.

Durch nichts konnte ich sie noch überzeugen. Verzweifelt war ich bemüht, meinen Körper und damit auch die Reaktionen unter Kontrolle zu bekommen. Und wenn ich mich nur einmal um die eigene Achse drehte, konnte ich schon ein wenig Hoffnung fassen.

Es klappte nichts.

Ich blieb paralysiert auf dem Boden liegen, und die intervallweise aufzuckenden Schmerzen in meinem Kopf betäubten, jeden klaren Gedanken.

Es war die Hölle!

An meine Waffen konnte ich ebenfalls nicht heran. Die Beretta steckte in dem Halfter, den Dolch hatte ich ebenfalls wieder verschwinden lassen, nur das Kreuz hing vor meiner Brust.

»Jetzt!« flüsterte sie.

Kaum hatte Fedora das Wort ausgesprochen, als sie sich auf die Knie fallenließ.

Für einen Moment hatte ich die schreckliche Angst, daß sie noch aus der Bewegung heraus zuschlagen wollte, das jedoch geschah nicht. Sie hielt den rechten Arm und damit das Beil weiterhin erhoben.

Der Aufprall mußte sie durchgeschüttelt und ihr auch Schmerzen

zugefügt haben, dennoch rührte sich in ihrem Gesicht kein einziger Muskel.

Es blieb eine glatte Maske!

Sie starrte mich wieder an.

Jetzt war es nur noch eine Armlänge, die uns trennte.

»Du entgehst deinem Schicksal nicht, Mörder!« flüsterte sie und hob die Waffe ein wenig an.

»N… nicht!« krächzte ich noch, während mich ein Gefühl der Todesangst überkam.

Sie schüttelte den Kopf, fixierte mich genau, ich sah es in ihren Augen aufblitzen, dann schlug sie zu…

***

Satan war der Sieger!

Wieder einmal hatte er gewonnen. Es war zwar nicht der ganz große, entscheidende Sieg gewesen, aber der würde noch kommen.

Nicht heute, nicht morgen, vielleicht in Tausenden von Jahren. Was spielte Zeit schon für eine Rolle?

Überhaupt keine.

Die Mönche hatten die Klingen wieder zurückgezogen. An den Waffen klebte Blut.

Das Blut eines unschuldigen Menschen.

Dem Teufel war es egal. Den fünf Monstern ebenfalls. Sie taten das, was man ihnen sagte.

Wieder hatte der Satan ein Hindernis überwunden. Jetzt brauchte er nur noch zuzugreifen, denn er wollte das in die Hände bekommen, wovon er schon lange geträumt hatte.

Die Kugel!

Geheimnisvoll war sie. Rätselhaft ihr Ursprung. Der Teufel selbst hatte sich bisher nicht an sie herangetraut, denn die Kugel wurde durch den Kelch des Feuers geschützt, und er war eine starke weißmagische Waffe, an die sich selbst der Teufel nicht heranwagte.

Bei der Kugel war es etwas anderes. Wenn er sie besaß, konnte er möglicherweise einer anderen Waffe Paroli bieten.

Dem Würfel des Unheils!

Er hatte auf der Suchliste des Satans ebenfalls sehr weit oben gestanden. Nur war es ihm nie gelungen, den Würfel in die Klauen zu bekommen, weil andere starke Dämonen ebenfalls hinter ihm her waren und ihn gut versteckt hielten.

Momentan besaß ihn Vampiro-del-mar. Wo der sich allerdings aufhielt, wußte der Teufel nicht. Und da sich viele Dämonen um den Würfel des Unheils stritten, Lady X wegen ihm sogar ihre Existenz verloren hatte, konnte Asmodis ungestört im Hintergrund nach der geheimnisvollen Kugel forschen.

Tanith, das erste Hindernis, war erledigt. Und John Sinclair würde auch nicht lange leben. Der Teufel hatte sein Spiel so raffiniert eingefädelt, daß nichts schiefgehen konnte. Fedora Golon stand voll auf seiner Seite. Sie tat genau das, was er wollte, und er hatte ihr weisgemacht, daß John Sinclair der Mörder ihrer heißgeliebten Tochter war. Und kein anderer.

So lief alles wunderbar. Ja, er war mit sich zufrieden. Die Fäden hatte er fantastisch gezogen.

Nun brauchte er nur zuzugreifen!

Er schaute seine Helfer an. Sie würden ihm zur Seite stehen, wenn es trotzdem noch Schwierigkeiten geben sollte. Schließlich hatte er ihre gefangenen Geister befreit.

»Wir müssen die Kugel haben«, flüsterte er, »Und wenn es geht, auch den Kelch zerstören…«

Die Mönche nickten nur.

***

Keine Chance für mich!

Die Axt raste auf mich nieder, dabei zielte ihre scharfe Seite auf meine Stirn. Mit solcher Wucht geschlagen, würde sie mir den Schädel in zwei Teile spalten.

Seltsam, wie lang plötzlich eine halbe Sekunde sein konnte, wenn man unter Todesangst stand. Ich starrte in die Höhe, hielt die Augen nicht geschlossen und sah die Klinge noch immer über meinem Gesicht schweben.

Das begriff ich nicht.

Vielleicht hatte Fedora Spaß daran, meinen Tod hinauszuzögern und sich gleichzeitig an meiner Hilflosigkeit zu weiden. Die Frau reagierte nicht normal, das konnte sie gar nicht, denn sie hatte Schweres hinter sich und in so einem Zustand tut man oft Dinge, die der normale Verstand ablehnt.

Ihr Gesicht blieb weiterhin ausdruckslos. Auch ihre Augen zeigten kein Gefühl. Dennoch mußte in ihrem Kopf etwas vorgehen, sonst hätte sie nicht gezögert.

Sekunden atemloser Spannung rannen dahin.

Mein Herz hörte ich dumpf pochen. Ich merkte die Schläge sogar in meinem Gehirn und fragte mich, wie das alles noch enden sollte.

Da bewegte sie die Lippen.

Zuerst war es nur ein Zucken der Mundwinkel. An beiden Seiten geschah dies gleichzeitig, sie klimperte auch mit den Augendeckeln, und auf der Stirn bildeten sich Falten.

Irgend etwas ging in ihr vor. Es beunruhigte sie, das stellte ich mit einem Blick fest.

Einen Moment später sah ich den dunklen Spalt zwischen ihren

Lippen. Sie hielt jetzt den Mund geöffnet, ich hörte den leisen Atem und spürte ihn auch in meinen Gesicht.

Meine Spannung wuchs ins Unerträgliche. Gleichzeitig stellte ich fest, daß die Paralyse allmählich schwächer wurde. Meine Fingerspitzen konnte ich wieder bewegen, und dann hörte ich ihre gezischelten Worte.

»Er hat das Kreuz!«

Ich verstand sie genau, aber ich begriff den Sinn nicht. Was wollte sie damit sagen?

Wenig später sprach sie weiter, wobei sie diesmal meinen wertvollen Talisman anschaute.

»Er kämpft für die andere Seite, denn er hat das Kreuz. Er kann nicht schlecht sein. Er ist kein Mörder. Wer das Kreuz trägt, mordet nicht. Das hat es nie gegeben…« Zur Bestätigung ihrer Worte nickte sie heftig.

Ich war perplex. Damit hätte ich nicht im Traum gerechnet.

Gleichzeitig wurde mir bewußt, daß ich nun nicht mehr in akuter Lebensgefahr schwebte. Diese Rettung hatte ich einzig und allein meinem Kreuz zu verdanken, obwohl ich es nicht aktiviert hatte.

Unvorstellbar…

Noch immer schwebte die Klinge über meinem Gesicht. Die Drohung war nicht fortgenommen worden. Ich zitterte innerlich, denn eine flache Bewegung würde mich schon für alle Zeiten zeichnen oder aber töten.

Wenig später wich meine Angst. Die Malerin drehte ihren Arm zur Seite.

Die Klinge verschwand.

Ich hätte schreien können vor Glück. Denn das, was ich in den letzten Sekunden durchgemacht hatte, wünschte ich keinem Feind.

Noch einmal zuckte ich zusammen, als die Axt zu Boden fiel und mit ihrer Schneide zuerst die Steine berührte.

Der seelische Druck wich endgültig. Und auch meine Paralyse war mittlerweile verschwunden.

Mit der linken Hand faßte die Frau nach meinem Kreuz und hob es an. Ihre Finger spielten damit, sie sah die eingravierten Zeichen und schüttelte den Kopf. Dann setzte sie sich aufrecht hin, als würde sie aus einer tiefen Trance erwachen, und ein langer seufzender Atemzug verließ ihren Mund.

Auch ich wollte nicht mehr liegenbleiben. Ich atmete tief durch und stemmte meinen Oberkörper in die Höhe, so daß ich in eine sitzende Stellung geriet.

Augenblicklich begann es in meinem Kopf zu hämmern und zu schlagen. Ich verzog das Gesicht, weil ich das Gefühl hatte, die Schmerzen würden meinen Schädel auseinandertreiben. Zudem floß

das Blut wieder normal durch die Adern, und ich mußte mich mit beiden Händen rechts und links des Körpers abstützten, um nicht zu fallen.

Ich überwand den Schwächeanfall. Meine gute Kondition machte sich dabei bemerkbar, und ich drehte den Kopf nach rechts.

Wieder trafen sich unsere Blicke.

»Ich habe Ihre Tochter wirklich nicht umgebracht«, sagte ich leise zu der Malerin.

Fedora nickte. »Ich weiß es, denn du trägst das Kreuz.«

»Hat es dich so beeindruckt?«

»Ja«, hauchte sie, »sehr sogar…«

Wir schwiegen. Ich wußte genau, daß Worte jetzt unangebracht waren. Jeder mußte erst einmal seine Gedanken sortieren. Da erging es mir nicht anders als Fedora.

»Sie ist aber tot, nicht?« fragte sie nach einer Weile mit tonloser Stimme.

»Ich konnte nichts mehr ändern.«

Fedora Golon starrte für einen Moment ins Leere, bevor sie die Arme hob und ihre Hände vors Gesicht schlug. Sie begann hemmungslos zu schluchzen. Ich war in gewisser Hinsicht froh darüber, denn das Weinen verschaffte ihr Luft. Vielleicht spülten die Tränen auch einen Teil ihrer jüngsten Vergangenheit weg.

Während die Malerin weinte, probierte ich meine Reflexe und Reaktionen aus. Es war ein verflucht harter Treffer gewesen, nicht einfach zu verdauen, auch jetzt noch bemerkte ich die Nachwirkungen. So fit wie vor einer halben Stunde fühlte ich mich längst nicht.

Gehenlassen durfte ich mich nicht. Dabei brauchte ich nur an die beiden Toten zu denken, um wieder Kraft zu schöpfen. Die Mönche hatten zumindest Lisa auf dem Gewissen und wahrscheinlich auch Tanith.

Die Malerin ließ die Hände sinken. Aus verweinten Augen blickte sie mir ins Gesicht. Ich merkte, daß sie etwas sagen wollte. »Sprechen Sie, Fedora«, munterte ich sie auf.

»Ja, ja…« Sie verzerrte den Mund und krampfte die Hände zusammen. »Ich allein trage die Schuld an den Vorgängen«, flüsterte sie. »Ich allein. Kein Fremder, nicht Sie, nicht meine Tochter oder mein Mann, nur ich. Dabei hätte alles nicht zu sein brauchen, aber ich habe mich nicht gewehrt, als er zum erstenmal erschien.«

»Wer erschien?«

»Es war ein Mann. Ich kannte nicht einmal seinen Namen. Eines Morgens stand er im Haus, und ich war, das gebe ich ehrlich zu, von ihm fasziniert. Er sah nicht einmal besonders gut aus, es war etwas anderes, das mich regelrecht anmachte. Seine Art, seine Haltung, seine

Gedanken, sein Wesen, er war eben anders.«

»Dann passierte es, nicht wahr?« fragte ich.

»Ja, es geschah«, hauchte sie. »Sogar am ersten Tag. Ich ließ mich von ihm verführen…«

Nach diesen Worten war es still. Ich ahnte, wie es im Innern der Frau jetzt aussah, wo die Erinnerung zurückkehrte und ihr klargeworden war, daß sie alles falsch gemacht hatte.

Es mußte schrecklich sein.

»Damals bereute ich es nicht, Mr. Sinclair. Nein, überhaupt nicht. Es war herrlich gewesen, und er schlug mir vor, ein Bild zu malen. Das war nichts Besonderes, ich sagte es ihm auch, aber er wollte ein bestimmtes Motiv haben, und das Bild sollte auch von keinem gesehen werden, deshalb machte ich mich auch nicht in meinem normalen Atelier an die Arbeit, sondern im Keller.«

»Da habe ich die Leinwand gesehen«, erklärte ich. »Sie war leer.«

»Sicher«, erwiderte sie, als wäre es die normalste Sache der Welt.

»Sie haben aber gemalt?«

»Natürlich. Und zwar auf einer Leinwand, die er mitgebracht hatte. Es war Haut.«

»Von wem?«

»Ich kann es Ihnen nicht sagen. Er erzählte, daß sie von einem Tier stamme. Jetzt glaube ich nichts mehr. Nun, ich begann zu zeichnen. Was auf der Leinwand entstand, das geschah nie aus meinem freien Willen hervor. Er gab mir alles ein. Ich zeichnete den Hintergrund, einen geheimnisvollen düsteren Gang, dann malte ich den Tisch und schließlich die fünf Mönche!«

»Was?« rief ich, »fünf?«

»Ja, es waren fünf!«

Gut, daß ich dies erfahren hatte. Bisher hatte ich nur einen gesehen, ich mußte mich also umstellen und hatte es mit fünf Gegnern zu tun. Eigentlich mit sechs, wenn ich den Teufel auch noch hinzurechnete.

Ich wechselte das Thema, weil ich merkte, daß die Frau einen kleinen Anstoß benötigte. »Sie waren auch in Paris, nicht wahr?«

»Das stimmt.«

»Dann kannten Sie Tanith?«

Sie nickte.

»Haben Sie die Frau umgebracht?«

»Nein!« flüsterte Fedora und schaute mir gerade ins Gesicht. »Ich schwöre Ihnen, daß ich sie nicht…«

»Schon gut«, sagte ich und winkte ab. »Das glaube ich Ihnen auch so. Was geschah noch in Paris?«

»Ich hatte den Auftrag, mich an diese Tanith heranzumachen«, erzählte die Frau weiter. »Das schaffte ich auch. Wir vereinbarten nach dem ersten Termin noch einen zweiten. Ich hatte mich gut

präpariert. Das Schlafpulver trug ich bei mir und mixte es ihr in ein Getränk. Vor meinen Augen schlief sie ein. Ich konnte den Kelch und die Kugel an mich nehmen. Was danach geschah, das wollte ich nicht. Ich wußte ja nicht, mit wem ich es zu tun hatte.«

»Sie nahmen die beiden Dinge mit?«

»Natürlich. Das hat er ja von mir verlangt. Ich brachte sie in das Haus und wollte sie ihm geben, aber er nahm sie nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Ich weiß es nicht. Er sagte nur, daß ich sie vor das Bild stellen sollte. Das tat ich.«

»Und dann?«

»Am heutigen Morgen ging ich wieder in den Keller. Er hatte mich da schon erwartet, zog das Tuch von der Leinwand, und ich sah beide, den Kelch und die Kugel auf dem von mir gemalten Tisch stehen. Diese beiden existenten Dinge sind in das Bild gelangt…«

»… und haben die Mönche zu einem höllischen Leben erweckt«, fuhr ich fort.

Es war schon schlimm. Asmodis hatte da verdammt gut seine Fäden gezogen. Wieder einmal wurde mir bewiesen, was es heißt, teuflisch raffiniert zu sein. Es war der Frau gar nichts anderes übriggeblieben, als sich innerhalb dieses Netzes zu verstricken.

»Wo sind die beiden Dinge jetzt?« wollte ich von der Malerin wissen.

»Ich weiß es nicht!« flüsterte sie.

Den Platz hätte ich wirklich gern erfahren. Die Mönche konnten sie meiner Ansicht nach nicht besitzen. Die Kugel eventuell, aber nicht den Kelch, er konnte für sie zu einem Bumerang werden, denn wenn ich mich richtig erinnerte, waren in die Außenwände des Kelchs christliche Symbole eingraviert.

»Hat der Teufel sie mal gehabt?«

»Ich sagte Ihnen schon, Monsieur Sinclair, ich habe keine Ahnung. Wir müßten die Dinge suchen.«

Ich nickte. »Ja, meiner Ansicht nach können sie nur hier im Haus stecken.« Mit einem Ruck stand ich auf.

Das hätte ich nicht machen sollen. Die Schwäche war noch nicht verschwunden. Ich geriet in einen regelrechten Taumel, wankte einmal nach links, dann wieder nach rechts und hatte große Mühe, mein Gleichgewicht zu halten.

»Monsieur Sinclair, ist Ihnen nicht gut?«

»Danke, Madame«, krächzte ich und lehnte mich mit dem Rücken gegen die Wand. Ich brauchte und ließ mir auch die Zeit, mich zu erholen. Der Gang nach oben würde verdammt hart werden, und irgendwie spürte ich auch, daß ich mich beeilen mußte.

Ich schaute zur Treppe.

Die Frau erriet meine Gedanken und sagte nur: »Ich werde mit Ihnen

gehen.«
»Das kann gefährlich werden.«
Sie lachte bitter auf. »Was soll ich hier? Meine tote Tochter anstarren? Nein, ich habe mit dem Teufel noch eine Rechnung zu begleichen, und die werde ich ihm präsentieren.«
Sie haßte den Satan jetzt. Aber sie war waffenlos, und so konnte sie ihm nicht gegenübertreten. Das hielt ich ihr vor.
»Vielleicht schaffe ich ihn auch so«, erklärte sie in ihrem unerschütterlichen Optimismus.
»Nein, gegen den Teufel kommen Sie nicht an!«
»Aber ich bleibe nicht hier«, antwortete sie trotzig.
Ich hatte mich längst entschlossen und wollte mich von einer Waffe trennen.
Dem Kreuz!
Als ich die Kette über den Kopf streifte, wurden die Augen der Malerin groß, denn sie hatte verstanden.
»Das kann ich nicht annehmen«, flüsterte sie.
»Doch, nehmen Sie.«
»Und Sie, Monsieur Sinclair? Sie wären waffenlos.«
Ich schüttelte den Kopf. »Auf keinen Fall, Madame. Ich habe noch einiges in der Hinterhand.«
Fedora Golon streckte zögernd die Hand aus. Sie zuckte noch einmal zurück, als sie das geweihte Metall berührte. Dann flog ein Lächeln um ihre Lippen, und sie griff zu.
»Danke!« hauchte sie. »Vielen Dank!«
Ich nickte nur. »Wenn wir gemeinsam hochgehen, drehen Sie um Himmels willen nicht durch. Am besten wird es sein, wenn Sie sich irgendwo verstecken und das Kreuz auf keinen Fall aus der Hand geben, was immer auch geschieht. Haben wir uns verstanden?«
»Ja, Monsieur Sinclair. Schon allein wegen ihr…« Beim letzten Wort versagte die Stimme, denn Fedora hatte sich umgedreht und schaute auf ihre tote Tochter.
Ich ließ sie, obwohl die Zeit eigentlich drängte. Da wollte jemand von einem geliebten Menschen Abschied nehmen, und diese Zeit mußte ich ihr einfach geben.
»Wir können«, sagte sie mit bebenden Lippen, als sie sich scharf umdrehte.
Die Treppe war nicht so breit, als daß wir nebeneinander hergehen konnten. Wir mußten hintereinander bleiben, wobei ich die Führung übernahm.
Ich hatte natürlich nicht vor, wie ein Vandale in die Wohnung zu stürmen. Auch der Teufel war nicht zu unterschätzen. Sicherlich hatte er seine Falle aufgebaut, und er würde uns bestimmt irgendwo erwarten.

Ich mußte mich auf meine Beretta, den Dolch, die Gemme und auch auf die magische Kreide verlassen. Vielleicht konnte sie mir gegen die Teufelsmönche helfen.

Meine Hand lag auf der Klinke, das Gesicht war angespannt, als sie vorsichtig nach unten drückte. Bewußt vermied ich jedes Geräusch, hielt sogar den Atem an, und auch von Fedora Golon war nichts zu hören.

Spaltbreit öffnete ich die Tür, peilte in den dahinterliegenden schmalen Gang und fand ihn leer. Ich riskierte es, vergrößerte den Zwischenraum, mein Blickwinkel änderte sich, so daß ich jetzt bis zum Wohnraum sehen konnte.

Auf den ersten Blick schien er mir leer zu sein. Uns blieb keine andere Möglichkeit, als es genau zu erforschen, deshalb verließen wir den Keller. Erst jetzt dachte ich daran, daß wir auf dem gleichen Weg hätten zurückgehen können, den ich gekommen war. Bestimmt rechneten unsere Gegner auch mit dieser Möglichkeit und hatten sich entsprechend darauf eingestellt.

»Ist alles frei?« wisperte die Malerin.

Ich nickte. Gleichzeitig öffnete ich die Tür so weit, daß ich mich nach draußen schieben konnte. Fedora Golon folgte mir, und wenig später standen wir in dem leeren Verbindungsgang, der zum Wohnraum führte.

Eine trügerische Ruhe empfing uns.

Auf Zehenspitzen schlichen wir weiter, so daß von uns kaum etwas zu hören war.

Meine Nerven waren angespannt. Ich hatte die Beretta gezogen und war bereit, sofort zu schießen, sollte irgendeiner der Mönche auftauchen.

Vorläufig geschah dies nicht, und wir erreichten unangefochten den großen Wohnraum.

Hier blieben wir stehen, schauten uns um, und ich war es, der das Blut neben der Couch entdeckte. Da dieses Möbelstück uns seine Rückseite zudrehte, konnte ich nicht sehen, wer sich für die Blutlache verantwortlich zeigte.

Wahrscheinlich lag oder saß er auf der Couch.

Auch Fedora war dieser Anblick nicht verborgen gewesen. Bevor ich es verhindern konnte, huschte sie an mir vorbei, blieb vor der Couch abrupt stehen, und ich bekam mit, wie sie vereiste.

Das Entsetzen machte sie stumm. Sie stand einfach da und war unfähig, nur ein Wort zu sprechen.

Rasch stand ich neben ihr.

Mein Blick fiel nach unten. Auch ich wurde geschockt. Der Tote bewies mir, wie brutal seine Mörder vorgegangen waren. Sie hatten keine Gnade gekannt und den Mann mit ihren schrecklichen Waffen

vom Leben in den Tod befördert.

Ich ahnte, wer dieser Tote war. Und gleich darauf bekam ich die Bestätigung.

Mit kaum zu verstehender Stimme flüsterte Fedora: »Es ist mein Mann Raymond….«

Ich legte ihr eine Hand auf die Schulter. Eine Geste des Trostes, mehr konnte ich nicht tun. Geahnt hatte ich so etwas. Diese Bestien kannten kein Pardon. Eiskalt schlugen sie zu, und sie nahmen keinerlei Rücksicht auf irgendwelche Personen. Wer ihnen im Weg stand, wurde ausgeschaltet.

Ich griff in die Tasche und holte die magische Kreide hervor. Aus Tierfetten bestand sie. Die Fette waren gekocht und magisch behandelt worden.

Die Frau ließ ich stehen. Ich konnte ihr nicht helfen, aber ich wollte meine Grenzen legen.

An der Treppe zog ich einen Strich und versah ihn mit einigen magischen Zeichen. Dabei hoffte ich stark, daß die Barriere ausreichte, um die Mönche erst einmal zu stoppen.

An allen Eingängen und Fenstern zeichnete ich Stoppzeichen auf den gefliesten Boden, wobei ich auch Kreuze malte und sie miteinander verband. Die Arbeit nahm etwa eine Minute in Anspruch, da ich mich sehr beeilte. Dabei schielte ich immer wieder zu Fedora Golon hin, die wie eine Statue vor der Leiche ihres Mannes stand.

Noch hatte sie sich in der Gewalt.

Auch von unseren Gegnern zeigte sich niemand. Es herrschte eine trügerische, gefährliche Ruhe, wobei ich mir sicher war, daß wir unter Beobachtung standen.

Jetzt brauchte ich nur noch ein Versteck für die Frau. Oder einen Ort, wo sie einigermaßen sicher war.

»Kommen Sie«, sagte ich leise.

Fedora nickte und drehte sich zu mir um. Ich freute mich, daß sie sich so vernünftig zeigte. Noch in der Bewegung erkannte ich, daß sich ihr Gesichtsausdruck veränderte. Die Augen wurden groß, jähes Erschrecken stand in den Pupillen zu lesen, und mir wurde klar, daß die Gefahr in meinem Rücken lauerte…

***

Mit der linken Hand wuchtete ich die Frau von mir weg, während ich gleichzeitig zur Seite sprang, mich herumdrehte und meinen Blick dorthin richtete, wo Fedora den Feind gesehen hatte.

Der Mönch stand auf der Treppe.

Seinen rechten Arm hielt er halb erhoben, die Axt steckte wurfbereit in der Faust, und ich feuerte meine erste Silberkugel ab.

Fedora erschrak, als der Schuß aufpeitschte.

Im nächsten Augenblick wurde die unheimliche Gestalt von dem Einschlag durchgeschüttelt und stieß einen röhrenden Schrei aus.

Diesmal war es dem Mönch nicht gelungen, auszuweichen, meine Kugel hatte ihn erwischt.

Er polterte auf die Treppe, rollte die Stufen nach unten, schlug dabei noch um sich und kam der von mir gezogenen magischen Grenze sehr nahe. Er schaffte sie nicht.

Das geweihte Silber in seinem Körper und die magische Sperre zerstörten ihn.

Ein Blitz spaltete ihn. Er drang allerdings nicht von oben her in seinen Körper, sondern zuckte von unten auf.

Fedora und ich sahen das Muster, das der Blitz hinterließ, und es grub sich tief in den Balg des anderen ein. Zurück blieb Staub, der als Wolke hochpuffte.

Ein Gegner weniger!

Ich schaute die Frau an. Sie hielt den Kopf gesenkt und starrte auf das Kreuz. Sagen konnte sie nichts, denn so etwas hatte sie noch nie in ihrem Leben gesehen.

Als sie schwankte, ging ich zu ihr, wollte sie stützen, sie schüttelte meine Hände ab und sagte mit rauh klingender Stimme: »So ist es richtig, Sinclair. So müssen wir die verfluchte Brut vernichten, die das Leben meiner Familie zerstört hatte.« Dann verzerrte sich ihr Gesicht, und sie brüllte: »Satan, verdammter! Satan, zeig dich! Ich will dich sehen! Komm hervor…!«

Der Teufel blieb verschwunden.

»Es hat keinen Sinn«, redete ich auf sie ein. »So schaffen wir das nicht. Der Teufel läßt sich nicht manipulieren…«

»Doch, doch! Er ist doch immer gekommen. Soll er auch jetzt erscheinen. Ich erwarte dich, Satan!« Sie umklammerte mit beiden Händen mein Kreuz und hielt es hoch.

Asmodis hielt sich zurück.

Es wurde wieder still. Nach einer Zeitspanne von ungefähr zwei Minuten, in denen nichts geschah, hörten wir ein Geräusch. Aus dem Zimmer drang es nicht, es klang über uns auf, und da gab es nur eine Möglichkeit.

Das Dach!

Ja, er war oben!

War es der Teufel oder einer der Mönche? Ich legte den Kopf in den Nacken und schaute in die Höhe.

Auf dem Dach schritt jemand hin und her. Es waren schwere Schritte, als würde die Person immer aufstampfen. Zuerst glaubte ich, daß sie von einem Dachrand zum anderen gehen würde, das stellte sich schnell als Irrtum heraus, denn der andere ging einen Kreis.

Und zwar über unseren Köpfen.

»Das ist er!« hauchte Fedora und schaute mich an, als wollte sie eine Bestätigung für ihre Annahme.

Ich nickte, denn inzwischen glaubte auch ich daran, daß sich einer meiner größten Todfeinde über uns aufhalten würde.

Urplötzlich verstummten die Schritte.

Atemlos warteten wir ab, was weiterhin geschehen würde. Der Teufel hatte ja zahlreiche Möglichkeiten. Er besaß eine unbegrenzte Macht, konnte mit dem Bösen und der Magie spielen, wobei ich hoffte, daß meine magischen Zeichen ihn wenigstens ein wenig zurückhielten.

Die Decke war mit dunklem Holz verkleidet worden. Durch einen Schutzanstrich glänzte sie ein wenig gläsern.

Und sie bewegte sich.

Es war unheimlich anzusehen, wie die Decke plötzlich in Schwingungen geriet. Für einen Moment sah es so aus, als würde sie einstürzen, und wir sprangen sicherheitshalber zurück.

Das hätten wir nicht gebraucht, denn etwas geschah, was man nur mit Schwarzer Magie umschreiben konnte.

Die Kraft des Teufels veränderte die Decke. Ihre Struktur wurde eine andere, und mir kam es vor, als würde sich ein Teil zu einem gewaltigen durchsichtigen Brennglas verändern.

Tatsächlich entstand ein Kreis, der meiner Ansicht nach die Abmessungen besaß, die der Teufel vorhin gegangen war.

Er konnte nun in das Zimmer hineinschauen, und wir konnten ihn ebenfalls sehen.

Übergroß und durch das Glas perspektivisch verzerrt kam mir sein Gesicht vor. Er hatte sich hingekniet und seinen Körper dabei so weit vorgebeugt, daß sein Gesicht dicht über dem durchsichtigen Glaskreis schwebte.

Ein häßliches Gesicht, eine widerliche Fratze, die ich bis aufs Blut haßte.

»Das ist er!« hauchte die Frau. »Das ist der Satan, den ich einmal… oh, nein …« Sie schüttelte sich, als wieder die Erinnerung mit der Gewalt eines Sturmes über sie kam.

Ja, er zeigte sich in seiner ganzen Häßlichkeit und verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen.

»Willkommen, John Sinclair!« giftete er. »Es ist doch seltsam, daß sich unsere Wege immer wieder treffen, nicht wahr?«

»Schicksal«, erwiderte ich.

»Ja, das glaube ich auch. Aber ich werde dafür sorgen, daß du irgendwann das Schicksal nicht mehr beeinflussen kannst. Du mußt weg, Geisterjäger. Wenn nicht jetzt, dann später.«

Die Worte kannte ich. Während sie Fedora noch entsetzten, störte ich mich nicht daran, ich wollte endlich wissen, was genau hier gespielt wurde.

»Wo steckt die Kugel?«
»Willst du sie sehen?« höhnte Asmodis.
»Dann hätte ich nicht gefragt.«
»Ja, ich zeige sie dir«, erklärte er mir und bewegte sich, ohne die Haltung zu verändern. Bisher hatte ich seine Hände nicht gesehen, nun aber zeigte er sie uns, und er hielt damit einen Gegenstand, der dunkelrot schimmerte.
Die Kugel!
Ich muß ehrlich gestehen, daß ich damit nicht gerechnet hatte. Der Teufel besaß also die Kugel, er hatte sie Tanith weggenommen und zeigte sie triumphierend.
»So ist das, Geisterjäger, wenn man gewinnt! Ich habe die Kugel und gebe sie nicht mehr her!«
»Und wo ist der Kelch?«
Da verzog sich sein Gesicht. »Ihn schenke ich dir, Sinclair!«
Ich lachte. »Das heißt, du bist nicht in der Lage, ihn an dich zu nehmen, oder?«
»Was interessiert es mich! Die Kugel ist für mich sehr viel wertvoller.«
Das konnte ich mir vorstellen. Auch für Tanith hatte sie einen großen Wert besessen. Diese Kugel hatte der Wahrsagerin gewisse magische Fähigkeiten gegeben. Die Dinge, die sie in der Kugel gesehen und in Aussagen gekleidet hatte, trafen meist ein, und durch die Kugel war ihr auch hin und wieder ein Blick in andere Dimensionen und Zeiten gestattet worden. In Verbindung mit dem Kelch des Feuers wurde sie noch stärker, allerdings war sie selbst ein Neutrum, deshalb konnte sie der Satan auch anfassen, im Gegensatz zum Kelch, der einer christlichen Mythologie entstammte.
»Weshalb hast du so viele Umstände gemacht?« wollte ich wissen. »Du hättest zu Tanith gehen und die Kugel an dich nehmen können. Dann wäre alles erledigt gewesen, aber du hast Menschen in dein höllisches Spiel mit hineingerissen, unschuldige Menschen…«
»Unschuldig?« kreischte er. »Nein, sie waren nicht unschuldig. Sie haben hier ihr Haus gebaut!«
»Na und?«
»Dies hier ist ein alter mystischer Platz. Es waren die Teufelsmönche, deren Geister sich hier zurückgezogen hatten. Dieser Ort war vor langer Zeit einmal ein Wohnsitz finsterer Dämonen gewesen. Man hat Menschenopfer dargebracht, denn hier stand einmal ein Kloster. Die alten Mauern sind noch da, sie fanden als Kellermauern Verwendung. Und in ihnen nistete das Böse. Die Geister der Mönche lebten in ihnen, sie durchdrangen das Gestein und warteten nur auf ihre Befreiung. Es waren Mönche, die zu denen gehörten, die du, John Sinclair, vor Jahren einmal erledigt hast. Kannst du dich noch an die Bruderschaft

des Satans erinnern? Es war auch in Frankreich gewesen, aber du hast nicht damit gerechnet, daß es noch andere Mönche gab, die hier ihren Platz fanden. Es waren die Brüder derjenigen, die der Kelch des Feuers vernichtet hatte. Sie brauchten nur befreit zu werden, um ihre Rache vollenden zu können. In Fedora Golon fand ich die richtige Helferin. Sie war seelisch ziemlich unten, setzte mir keinen Widerstand entgegen, als ich mir ihr in einer Verkleidung zeigte, und sie malte das, was ich ihr vorgab. Als sie das Bild fertiggestellt hatte, konnten sich auch die Geister der Mönche befreien, und sie drangen in die Figuren ein, um sie mit dem Leben zu erfüllen, das ich wollte. Nun sind sie frei und gehorchen mir. Sie haben die Kugel und den Kelch gesehen, konnten beides umtanzen, ohne daß ihnen etwas passierte, damit war klar, daß sie keine Angst zu haben brauchten. Ich zeigte ihnen, daß ich die Kugel anfassen konnte, ohne daß etwas geschah. Sie bekamen Mut, und ich gab ihnen den Auftrag, die Spuren zu löschen.«

»Das heißt, du hast sie zum Mord angestiftet.«

»Meinetwegen auch das.«

»Und wer brachte Tanith um?«

»Dieses Vergnügen gönnte ich mir selbst!«

Ich zuckte zusammen. Vergnügen hatte er gesagt! Vergnügen!

Meine Güte, diese Gestalt verkörperte tatsächlich das absolut Böse.

Wer sprach bei einem Mord schon von Vergnügen.

»Du siehst, Geisterjäger, daß ich allmählich wieder Oberwasser gewinne. Den Würfel des Unheils habe ich leider nicht bekommen, das gebe ich zu, aber die Kugel ist auch nicht zu verachten…«

»Wo ist der Kelch?« fragte ich mit rauher Stimme.

»Es interessiert mich nicht.«

»Also im Haus.«

»Vielleicht.«

»Töte ihn!« hörte ich die Stimme der Malerin. »Töte diese verdammte Bestie, Sinclair! Du mußt…«

»Nein, nein!« Der Satan lachte schallend. »Ihr könnt mich nicht vernichten. Ihr nicht…«

Es wäre sinnlos gewesen, zu schießen, aber ich dachte daran, das Kreuz gegen ihn einzusetzen. Es war ungeheuer stark, der Satan fürchtete sich vor ihm, denn in uralter Zeit, als der große Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen begonnen hatte, war das Böse schon einmal auf der Strecke geblieben.

Doch Asmodis war auch schlau. Er dachte genau richtig, und er zog sich zurück.

Das ging blitzschnell. Die gläserne Öffnung an der Decke verschwand, und sie lag wieder völlig normal vor uns, so daß es mir nicht gelang, meine stärkste Waffe einzusetzen. Nur noch ein

Schwefelhauch traf uns, das war Satans letzter Gruß, denn er hatte sein Ziel erreicht und besaß die Kugel.

Noch blieben die Mönche übrig.

Von ihnen hatten wir bisher nichts gesehen, wobei ich glaubte, daß sie sich im Haus aufhielten.

Die Erklärung des Satans hatte mich überrascht. Ich wußte bisher nicht, daß es zwei Gruppen von Teufelsmönchen gegeben hatte.

Eine hatte ich vor Jahren vernichtet, die andere hatte überleben können und war nun zurückgekehrt, weil der Satan es so wollte.

Fedora sprach mich an. »Sie wollen den Kelch, nicht wahr?«

»Ja.«

»Ich weiß nicht, wo er sich befindet. Ich holte ihn nur aus Paris und dann geriet er in das Bild.«

»Das weiß ich. Vielleicht finden wir ihn da, wo sich auch die restlichen Mönche befinden.«

»Haben die nicht Angst vor dem Kelch?«

»Bestimmt, und sie werden sich hüten, ihn auch nur zu berühren. Wir sollten dennoch nachschauen.«

Fedora Golon war einen ängstlichen Blick gegen die Decke.

»Meinen Sie denn, daß sich der Satan zurückgezogen hat?«

»Das hat er. Sie müssen wissen, daß der Teufel im Prinzip feige und hinterlistig ist. Wenn er etwas unternimmt, sucht er sich bei den Menschen immer die Schwachstellen, wie bei Ihnen. Hat er dann sein Ziel erreicht, ist ihm alles andere egal. Wobei er natürlich hofft, daß die Mönche uns besiegen werden.«

»Und weshalb hat er uns nicht angegriffen?«

Ich deutete auf das Kreuz. »Deshalb.«

»Ist es so mächtig?« fragte die Frau staunend.

»Sicher.«

Im Keller hatten sich die Mönche nicht mehr aufgehalten. In der unmittelbaren Nähe sahen wir sie auch nicht. Wenn sie nicht draußen lauerten, dann versteckten sie sich bestimmt in der ersten Etage, wo sich auch das Atelier der Malerin befand.

Nicht umsonst war einer der Mönche so plötzlich an der Treppe erschienen.

Ich berichtete Fedora von meinem Verdacht.

Sie erschrak. »Wollen Sie da hoch?«

»Wird mir wohl nichts anderes übrigbleiben«, erklärte ich.

»Aber wir sind allein und die Mönche zu viert.«

»Vergessen Sie unsere Waffen nicht«, erwiderte ich und setzte mich bereits in Bewegung.

Fedora Golon folgte mir langsamer. Es kam mir überhaupt nicht in den Sinn, jetzt zu kneifen. Sicher, wir hätten wegfahren können, aber ich wollte den Fall erledigen.

Zudem stand noch eine Rechnung offen. Indirekt gab ich den höllischen Mönchen auch die Schuld an Taniths Tod.

Das sollten sie mir büßen.

Ich erreichte die nach oben führende Holztreppe und schritt sie so lautlos wie möglich hoch.

Fedora blieb dicht hinter mir. Vor der Tür stoppte ich meinen Schritt. Schon jetzt spürte ich, daß sie dahinter lauerten. So etwas wie mein sechster Sinn sagte mir dies, und ich nickte der Malerin zu, die mich auch verstand.

Ich drückte sie ein wenig zurück, so daß sie mehr im toten Winkel stand, hielt die Waffe schußbereit und öffnete vorsichtig die Tür zum Atelier. In diesen Augenblicken hätten sie mich mit ihren Äxten erwischen können, doch die Zeitspanne ging vorbei, ohne daß etwas in dieser Richtung geschah.

Ich peilte in den Raum.

Zuerst wollte ich nicht glauben, was ich sah. Die Mönche standen dort wie Statuen. Sie rührten sich nicht, denn in der Mitte des Raumes befand sich der Kelch des Feuers.

Er stand auf dem Boden, und von ihm strahlte ein schwaches goldenes Leuchten ab.

Es hatte die Mönche gebannt.

Behutsam zog ich die Tür wieder zu, sah den fragenden Blick der Frau und erklärte ihr flüsternd, was ich gesehen hatte.

»Dann haben wir gewonnen?«

»Noch nicht. Ich werde allerdings dafür sorgen. Geben Sie mir bitte das Kreuz zurück.«

Sie erschrak. »Dann… dann bin ich schutzlos.«

»Im Prinzip ja. Nur wird ihnen von den Mönchen keine Gefahr drohen, der Kelch hält sie im Bann.«

»Warum zerstört er sie nicht?«

»Das möchte ich gern herausfinden.«

Gern gab die Frau das Kreuz nicht ab, dies war ihr deutlich genug anzusehen, aber ich brauchte es einfach.

Es tat gut, es wieder in der Hand zu haben. »Bitte bleiben Sie unten«, bat ich die Malerin. »Warten Sie dort oder draußen, bis alles vorbei ist.«

Sie schaute mir ins Gesicht. Prüfend und ernst. Und dann sagte sie etwas, das ich nicht richtig begriff. »Ich danke Ihnen, John Sinclair. Ich danke Ihnen für alles, was sie getan haben…« Sie nickte mir zu, drehte sich um und ging, ohne noch einmal zurückzuschauen.

Ich wunderte mich nur, wurde allerdings nicht mißtrauisch, weil ich zu sehr an die Mönche dachte.

Mit der flachen Hand drückte ich die Tür auf und betrat langsam das Atelier…

***

Die unheimlichen Gestalten hatten ein Viereck gebildet. Ein jeder Mönch wirkte auf mich wie eine Statue. Die rechten Arme hatten die untoten Wesen halb erhoben. Ihre Finger umklammerten die Stiele der Äxte, und die Schneiden wiesen dorthin, wo sich auch der geheimnisvolle Kelch des Feuers befand.

Er stand ruhig auf dem Boden!

Tief atmete ich ein. Dieses Atmen unterbrach als einziges Geräusch die lastende Stille, die ich mit dem Ausdruck gespenstisch umschreiben möchte. Da mir von den Mönchen momentan keinerlei Gefahr drohte, konnte ich mich auf den Kelch des Feuers konzentrieren.

Lange Zeit hatte er in meiner Wohnung gestanden, bevor Tanith ihn bekam. Nun sah es so aus, als würde ich ihn mir wieder zurückholen können. Ich setzte ein Bein vor, tat auch den nächsten Schritt, und merkte gleichzeitig die heftige Bewegung des Kreuzes. Es geriet ins Pendeln, als wäre es von einer unsichtbaren Hand angestoßen worden, und im nächsten Augenblick leuchtete es auf, wobei es einen goldfarbenen Schimmer bekam.

Ich stutzte.

Bisher hatte mein Kreuz meist silberfarben gestrahlt, seltener auch grünlich, wenn es mit der Magie des Dunklen Grals in Berührung kam.

Nun dieser goldene Schimmer.

Sollte das Kreuz vielleicht mit dem Kelch des Feuers eine Verbindung eingegangen sein?

Es konnte möglich sein, und ich schritt weiter auf den Kelch des Feuers zu.

Ich wußte, daß er aus kostbarem Gold bestand. Seine Seitenwand war mit kleinen Ringen aus erlesenen Edelsteinen besetzt. Tief hinein in das Gold waren alte christliche Symbole eingraviert worden, unter anderem erkannte ich ein Kreuz sowie die Buchstaben Alpha und Omega.

Es war dennoch ein Risiko für mich, so allein das Atelier zu betreten. Die Mönche zeigten sich zwar gebannt, dennoch wußte ich nicht, wie lange dieser Bann noch aufrecht erhalten werden konnte.

Wenn Satan sich in der Nähe aufhielt, würde es ihm vielleicht gelingen, den Bann zu lösen.

Sie schauten über die Schneiden ihrer Äxte hinweg, die mit ihren scharfen Kanten direkt auf mich gerichtet waren. Und ich zögerte nicht länger, sondern betrat das Viereck zwischen den Mönchen.

Mein Ziel war der Kelch.

Noch einen Schritt mußte ich gehen, um ihn zu erreichen. Ich wollte, daß der Kelch die Mönche vernichtete. Er sollte mir, zusammen mit meinem Kreuz, die Kraft dazu geben.

Noch lag alles in der Schwebe.

Neben dem Kelch verharrte ich und ging dann in die Hocke. Über meine Lippen zuckte ein Lächeln, als ich ihn so dicht vor mir sah.

Wie lange hatte ich ihn vermißt, aber ich hatte ihn bei Tanith in guten Händen gewußt.

Mit der linken Hand berührte ich ihn, während ich in der rechten Hand mein Kreuz hielt.

Noch zögerte ich, den Kelch und das Kreuz zusammenzubringen, aber ich wollte den Versuch wagen. Das goldene Schimmern meiner stärksten Waffe hatte mich darauf hingewiesen.

Ich schaute noch einmal auf die Mönche. Unheimlich sahen sie aus. Sie trugen die seltsamen, hellen Kutten, ihre Haut wirkte im Verhältnis dazu unnatürlich dunkel, und die Schneiden der Äxte leuchteten in einer kalten stählernen Pracht.

Ein unangenehmes Gefühl kroch über meinen Nacken. Zwar standen die Mönche noch bewegungslos, dennoch mußte ich damit rechnen, daß sie von einer Sekunde zur anderen regelrecht explodierten.

Deshalb wollte ich mich beeilen.

Ich hob den Arm mit dem Kreuz ein wenig an. Gleichzeitig drehte ich meinen Körper und zielte mit der Beretta auf die schräg vor mir stehenden Monstern.

Sollten sie auch nur eine verkehrte Bewegung machen, würde ich sofort abdrücken.

Sie verhielten sich ruhig.

Nur mein Kreuz bewegte sich. Ich hielt die Kette zwischen zwei Fingern fest. Langsam ließ ich das Kruzifix nach unten sinken, wobei die Öffnung des Kelchs es aufsaugen sollte.

Würden diese beiden Dinge eine Verbindung eingehen? Das war die große Frage.

Da hörte ich das Brodeln.

Diesmal entstand es unter mir, der Boden vibrierte, und plötzlich breitete sich über seine gesamte Fläche ein roter Schein aus.

Der Satan griff ein.

Durch die Mönche ging ein Ruck.

Nicht nur vor mir standen sie, auch in meinem Rücken.

Keine Sekunde durfte ich mir Zeit lassen, hechtete zur Seite, ließ dabei das Kreuz los, hörte, wie es in den Kelch fiel, dann flogen die Äxte, aber auch die Gegenmagie wirkte.

Das Atelier dieses Hauses verwandelte sich, gedankenschnell in eine magische Hölle…

***

Ich sah das Blitzen und hörte das Pfeifen der mörderischen Waffen, als die Mönche sie schleuderten. Diesmal hätten sie mich nicht mit

den Stielen getroffen, aber ich hatte Glück.

Flach lag ich auf dem Boden. Deshalb wischten die halbhoch geworfenen Äxte über meinen Körper hinweg, und ich hörte auch die Einschläge, als sie in die Ziele hieben.

Die vier Mönche bekämpften sich gegenseitig.

Sie dachten überhaupt nicht daran, auszuweichen. Zudem standen sie sich direkt gegenüber, und es war klar, daß die Waffen auch trafen.

Dumpfe Schläge erklangen, als die Äxte in den Körpern der Mönche steckenblieben.

Plötzlich wurden die Untoten zurückgewirbelt. Die Wucht der Einschläge trieb sie bis gegen die Wände, wo sie zur Ruhe kamen und sich ihre Gesichter verzerrten.

Sie waren nicht tot, aber für die nächsten Sekunden so abgelenkt, daß ich Gegenmaßnahmen ergreifen konnte.

Das brauchte ich nicht, denn nun reagierten die beiden stärksten Waffen gemeinsam.

Kreuz und Kelch!

Ich hatte den Kelch schon einmal in Aktion erlebt. Vor Jahren vernichtete er die Teufelsmönche, indem aus seiner Öffnung gewaltige Flammen schlugen, die die schrecklichen Gestalten regelrecht fraßen.

Hier war es ähnlich.

Die Feuersäule, die aus der Öffnung raste, war dick wie ein Arm, erreichte die Decke und breitete sich dort blitzschnell aus, während der Boden unter mir allmählich seine normale Farbe zurückbekam.

Die Magie des Kelchs hatte die der Hölle verdrängt.

Noch etwas geschah.

Mein Kreuz stieg aus dem Kelch. Inmitten der kalten Feuersäule hielt es sich auf und glitt allmählich höher, so daß es bald die Decke erreicht haben mußte, wo sich das Feuer noch weiter ausbreitete.

Doch nicht diese kalten Flammen griffen die Mönche an, sondern das Kreuz.

Aus den Ecken schlugen Blitze.

Vier Mönche waren es, und vier Ecken besaß das Kreuz. Dort hatten die Erzengel ihre Insignien hinterlassen. Aus jedem Buchstaben schoß ein eigenartig gekrümmter, goldfarbener Blitz.

Vier Mönche, vier Blitze – und vier Treffer! Für einen Moment hatte ich den Eindruck, als würden die untoten Gestalten an der Wand festgenagelt. Jedenfalls konnten sie sich nicht bewegen, blieben zitternd hinter einer Flammensäule stehen, bevor sämtliche Kraft ihre Körper verließ und sie zusammensackten.

Dann schlugen Flammen hoch. Sie waren wie gefräßige Untiere.

Die Flammen zerstörten, die Flammen lösten auf. Sie vernichteten radikal. Nicht einmal Schreie hörte ich. Die untoten Gestalten führten noch einen kurzen, gespenstischen Tanz auf, dann war es mit ihnen

vorbei, und sie brachen zusammen.

Allmählich ausglühend blieben sie liegen, so daß zum Schluß vier Aschehäufchen zurückblieben.

Gleichzeitig sackte auch die Feuersäule zusammen, als hätte eine Hand von oben auf sie gedrückt. Der Kelch schluckte das Feuer, und er nahm auch das Kreuz wieder an sich, das er zuerst in die Höhe getrieben hatte.

Ich hatte bisher auf dem Boden gelegen und vor allen Dingen nicht in den Kampf eingegriffen. Nun aber stemmte ich mich allmählich hoch und konnte ein Zittern nicht unterdrücken. Um Haaresbreite war ich dem Tod entronnen, und der Teufel hatte es wieder einmal nicht geschafft, mich zu überlisten.

Ich näherte mich dem Kelch.

In ihm steckte mein Kreuz. Es sah wieder völlig normal aus und schaute noch aus der Öffnung hervor.

Lächelnd nahm ich es an mich, streifte mir die Kette über den Kopf und hängte das wertvolle Kruzifix wieder um. Das war erledigt. Bevor ich den Raum verließ, hob ich auch den Kelch an. Lange hatte ich ihn nicht mehr zwischen meinen Händen gehalten. Es war ein gutes Gefühl, ihn wiederzubekommen. Als ich jedoch an den Preis dachte, der dafür gezahlt worden war, hätte ich den Kelch liebend gern wieder abgegeben. Eine Tanith, eine Lisa und ihren Vater Raymond holte niemand mehr ins Leben zurück.

Meine Schritte glichen der staksigen Gangart eines Cowboys, als ich die Treppe nach unten ging. Ich wollte Fedora erklären, daß wieder alles in Ordnung war. Überrascht blieb ich im Wohnraum stehen, als ich die Malerin nicht vorfand.

Ich rief ihren Namen.

Nicht einmal, sondern gleich dreimal, ohne allerdings eine Antwort zu bekommen.

Wo konnte sie nur stecken? Sie hatte doch nicht irgendwelche Dummheiten gemacht. Mir fiel ein, wie seltsam sie sich von mir verabschiedet hatte, und ich stellte den Kelch hastig auf den nächsten Tisch.

Dann rannte ich nach draußen. Über die Terrasse jagte ich, sprang in den Sand, blieb stehen, schaute mich um und sah die Frau weit von mir entfernt.

Sie befand sich fast dort oben, wo ich bei der Hinfahrt angehalten hatte.

Direkt am Rand des Abgrunds.

In diesem Augenblick wurde mir klar, was sie vorhatte, und die Verzweiflung zeichnete mein Gesicht. Fedora hatte angehalten, drehte sich und sah mich jetzt.

Sie winkte mir zu.

Abschiedswinken… »Fedoraaa …!« brüllte ich so laut, wie ich konnte, aber sie hörte nicht. Die Malerin kletterte noch ein Stück höher, bis sie den ihrer Ansicht nach richtigen Punkt erreicht hatte.

Dort blieb sie stehen und schaute in die Sonne.

Langsam breitete sie die Arme aus.

Der letzte Schrei erstickte auf meinen Lippen, als Fedora sich abstieß, ihr Kleid vom Aufwind erfaßt wurde und sie für einen Moment wie ein großer Vogel in der Luft schwebte.

Dann fiel sie.

Den Aufschlag hörte ich nicht. Er ging im Tosen der Brandung unter.

Ich erreichte den Ort wenig später. Fedora lag auf einem Felsblock und sah aus, als würde sie schlafen. Nur die gebrochenen Augen und der dünne Blutfaden, der aus ihrem Mundwinkel sickerte, erinnerte mich daran, daß sie nicht mehr lebte.

So hatte der Satan auch das letzte Opfer bekommen.

Vor Wut ballte ich die Hände.

Ich merkte die Gischt und den Wind nicht, die meinen Körper trafen, ich stand nur da und starrte in eine unerreichbare Ferne…

***

Mit den obersten französischen Polizeidienststellen hatte ich mich in Verbindung gesetzt. Noch am Abend wimmelte es von Polizisten, hohen Beamten und auch Geheimdienstleuten. Telefondrähte liefen zwischen London und Paris heiß. Auf höchster Ebene wurde die Sache geklärt.

Ich wäre gern nach Paris gefahren, denn ich wollte Tanith das letzte Geleit geben.

Leider kam etwas dazwischen.

Aus London erreichte mich die dringende Meldung. Ich wurde dort unverzüglich gebraucht.

Ich erfuhr nur soviel, daß es sich um eine neuartige, unheimliche Dämonenart handelte.

Um Horror-Parasiten.

Aber davon berichte ich in meinem nächsten Fall…

ENDE

[1]Siehe Gespenster Krimi Nr. 98 »Bruderschaft des Satans«